

Erinnerungen eines oberbayerischen Bauerndoktors

mitgeteilt von Medizinalrat

Dr. Max Pius Roth

kgl. Bezirksarzt a.D.

Zum Autor

Max Pius Roth wurde 1850 in Ansbach als ältestes von 16 Geschwistern geboren. Die Eltern stammten aus dem Raum Regensburg. Sein Vater hat in München Jura studiert, war fürstlicher Rentamtman bei Thurn und Taxis und seit seiner Studienzeit eng mit Max Pettenkofer befreundet. Er starb kurz nach der Geburt des jüngsten Kindes und die Mutter zog mit den Kindern zu Verwandten nach München. Zu dieser Zeit hatten Max Pius und sein ältester Bruder dort bereits mit dem Studium der Medizin begonnen, vielleicht ein Einfluss Pettenkofers. Mit 22 hatte Max Pius Studium und „Klinikum“ (Zeit als Assistenzarzt) erfolgreich abgeschlossen und war danach 2 Jahre Schiffsarzt auf der Deutschland-Amerika-Linie. Mit 25 ließ er sich in Lenggries als praktischer Arzt nieder, wechselte mit 35 als Bezirksarzt nach Berchtesgaden und mit 54 ebenfalls als Bezirksarzt nach Nürnberg. Er starb 1911 mit 61 Jahren und hinterließ seine Frau Maria Franziska, geb. Borzaga und 11 Kinder. Sein jüngster Bruder war der Vater des bekannten Münchner Schriftstellers und Dichters Eugen Roth.

Vorwort zu dieser Ausgabe

Mein Großvater hat diese Erinnerungen kurz vor seinem Tode 1911 geschrieben, mit Sicherheit handschriftlich und nicht leicht zu lesen. Irgendwann wird ein Nachkomme den Text mit einer Schreibmaschine abgetippt haben und meine älteste Schwester Etta hat als Jugendliche eine Kopie wohl anlässlich einer Reise zu ihrer bairischen Verwandtschaft erhalten (wir sind in Hessen aufgewachsen, unser Vater starb 1944 im Jugoslawien). Ich hatte 2013 die mir als Schreibmaschinenkopie vorliegenden Erinnerungen meines Vaters, einer der Söhne des Verfassers, in den PC getippt, und sie an interessierte Verwandte und Freunde verteilt. Das war der Anlass, dass sich meine Schwester Etta ihres vergrabenen Schatzes erinnerte, von dem sonst niemand etwas wusste. So kam ich an eine PDF-Datei des vorliegenden Berichtes. Dieser enthielt aber so viele Fehler, die auch das Verständnis des Inhalts erschwerten, dass ich eine erneute und nach bestem Wissen korrigierte Abschrift anfertigte. Die Korrekturen sind nicht extra gekennzeichnet, meine Hinzufügungen jedoch kursiv geschrieben. Viele Begriffe konnte ich nur mit fachlicher und ortsansässiger Hilfe klären. Mein besonderer Dank gilt Frau Dehne, Frau Thammer, Frau Strunz, Herrn Bammer und Herrn Grötschel. Ich bin Jahrgang 1937, lebe seit bald 50 Jahren in München und kenne den Isarwinkel recht gut, Berchtesgaden mäßig. So kann ich m. E. die Schilderungen aufgrund meiner Orts- und Bevölkerungskennntnisse gut nachvollziehen und hoffe, meines Großvaters Vermächtnis korrekt und verständlich wiedergegeben und einem breiteren Leserkreis zugänglich gemacht zu haben.

Lutz Roth, August 2014.

Es war Ende Januar des Jahres 1875 , als ich mich, zur Ruhe gekehrt von meinen Amerikafahrten als Schiffsarzt des Norddeutschen Lloyd, in Lenggries zu ärztlicher Praxis niederließ und dort zugleich die Stelle eines Krankenhausarztes übernahm.

Lenggries, das bekannte stattliche Dorf im Isarwinkel, mit seiner aus Bauern, Grieslern (Söldner, kleiner Ökonom), Flössern und wenigen Handel- und Gewerbetreibenden sich zusammensetzenden, wohlhabenden Bevölkerung, bot damals dem angehenden, arbeitsfrohen Arzt ein dankbares Feld der Tätigkeit, da nur wenige Jahre vergingen, bis auf mein Betreiben die Erbauung einer Wasserleitung, eines neuen Kranken-, eines neuen Gemeindehauses mit schöner Arztwohnung, einer neuen eisernen Isarbrücke zustande kam, während ein Verschönerungsverein und ein Obstbau- und Bienenzuchtverein, beide unter meiner Leitung, die strebsameren Elemente der Bevölkerung glücklich vereinigten und alsbald durch bemerkenswerte Erfolge die Aufmerksamkeit höherer Stellen auf sich zogen.

Es war der Zeitgeist, der solchermaßen in den Isarwinkel einzog und zugleich unter dem Einflusse der sich entwickelnden Reichsgesetzgebung die politische Reife des Isarwinklers in kurzer Zeit mehr förderte, als es vorher in Jahrhunderten möglich gewesen war. Man nannte Lenggries bald die bestverwaltete Landgemeinde Oberbayerns.

Der Volksschlag der Isarwinkler ist aber auch besonders kräftig und gesund. Lenggries liefert Bayerns größte Rekruten und kein anderer Landsmann ist so stolz auf den geleisteten Militärdienst, als der Lenggrieser. Die gedienten Leute schließen sich in dem seit dem russischen Feldzug bestehenden Militärverein in exklusiver Weise zusammen, sie dulden nicht einmal Ehrenmitglieder in ihrem Verein, während sonst in allen Vereinen Ehrenmitglieder als Spender des nervus rerum willkommen sind.

Die Ernährungsweise der Isarwinkler war zur Zeit meiner Niederlassung als Arzt eine ziemlich einseitige, aber kräftige, die Kindersterblichkeit gering, die Erwerbsverhältnisse waren günstig, denn der Vorteil, den unsere noch etwa 99 Bauern durch großen Arealbesitz, Holzreichtum der Wälder und größeren Viehbestand (40 bis 50 Stück Großvieh pro Hof) und Pferdezucht genossen, konnte bei den kleinen Ökonomen, den sogenannten Grieslern (Besiedlern des Grieses, des Alluvialbodens der Isar) durch intensiveren Betrieb ihrer Landwirtschaft sowie reichlichen Arbeitsverdienst beim Flößen durch Holzverfrachtung auf der Isar und schwunghaften Holzhandel erreicht werden. Die Lenggrieser Bauern, altgermanische Freibauern, sitzen schon seit vorhistorischer Zeit, jedenfalls seit den Zeiten der Völkerwanderung auf ihren Höfen, in vornehmer, meist aussichtsreicher Lage auf den Alluvialterassen des oberen Isartales. Geschlechter haben sich seit unerdenklichen Zeiten im Besitze des Urvätersitzes erhalten, worauf der Geschlechtsname schließen läßt. So die Klaffenbacher zum Klaffenbacher am Klaffenbach, die Murrböck zum Murrböcker am Murrbach, die Lettner am Letten, die Wasensteiner zum Wasensteiner am Wasenstein. Ein Bauernadel!

Der Bauer fasst die Bezeichnung Bauer als Ehrentitel auf. Die Bäuerin spricht von ihm als: mein Bauer, er von ihr als: meine Bäuerin. Er ist König in seinem Reich, hält sich fünf bis sieben Dienstboten (Eehalten), hat wohl auch seine eigene Jagd und wenn er heutigen Tages seine Steuern und Abgaben bezahlt, so bleibt er das ganze Jahr ungeschoren. Er arbeitet nach Bedarf und eigenem Ermessen, und viele Lenggrieser Bauern und Bäuerinnen versäumten keinen Wochenmarkt in Tölz, auch wenn sie nichts zu kaufen oder verkaufen hatten. Man erfuhr Neuigkeiten, orientierte sich über Preise, aß und trank gut und fuhr auf dem Schweizerwagel abends wieder nach Hause. Die meisten Bauern hausen gut.

Leider sind im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Anzahl von Höfen infolge schlechter Wirtschaft des Besitzers, Aussterben des Geschlechts und anderen Gründen teils in die Hände des Staates (die zwei Faller Höfe mit je zwei bis drei tausend Tagwerk Grund und Boden, enormen Waldbeständen und eigener Jagd) teils des Großgrundbesitzers Hohenburg (Kirchmeierhof, die beiden Griesreiterhöfe, Postanwesen, Altwirt u.a.m.) übergegangen, teils von Güterzertrümmerern aufgekauft und aufgeteilt worden. In letzten Fällen mit großem Profit, denn der Lenggrieser Bauer kauft seinem Nachbarn nicht leicht was ab.

Wenn es aber mal der Jude in Händen hat, dann rührt sich sein Stolz. Er zahlt ihm, was er verlangt. Der Jude ist schlau und stellt den Preis so, dass er es mit den Bauern das nächste Mal nicht verdirbt. Die Güterzertrümmerungen waren zu meiner Zeit die reinsten Volksfeste, bei welchen der Bierwagen angefahren kam und die Bauern vom Morgen bis zum Abend zechten.

Die Floßfahrt erstreckte sich freilich kaum mehr über München hinaus, während bis zu den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Teil der Flößer bis Wien (es lebten zu meiner Zeit noch einige alte Wiener Floßknechte) und noch weiter gefahren waren und die Isar durch den Verkehr des sog. Ordinarifloßes die Bedeutung einer Verkehrsstraße gehabt hatte. Der Ordinari (*Postkurier*) verkehrte ab Mittenwald und wenn die Frachten aus früheren Jahrhunderten aus den wertvollsten Handelsgütern - Seide, Südfrüchte, Gewürze - die aus Italien nach Mittenwald gebracht wurden, allmählich minderwertig wurden, um sich so schließlich auf Holz, Kohlen und Kalk zu beschränken, so verminderte sich auch mit der Darbietung bequemerer Reisegelegenheiten die Qualität der Frequentanten des „Ordinari“, den zuletzt nur noch Handwerksburschen und des Spaßes halber junge Ausflügler benutzten. Bei schönem Wetter und gutem Wasserstand ist es ein herrliches Vergnügen, einige Stunden das schöne Isartal hinabzufahren und bei Durchfahrt der Floßtüren in Wirklichkeit eine Spritztour zu erleben.

Die Beziehungen, die die Lenggrieser seit alter Zeit mit der unteren Isar und der Donau gehabt haben (in den Zeiten Max Emanuels transportierten sie sogar Kriegsmaterial bis hinab nach Ofenpest - *heute Budapest*), waren nicht ohne Einfluss auf den Volksschakter geblieben und hinterließen eine freiere Weltanschauung, bei aller Urwüchsigkeit des Gebirglers eine gewisse Weltläufigkeit, andererseits stärkten sie aber doch auch den Stolz auf die Heimat, ein starkes Selbstbewusstsein und eine gewisse Abneigung gegen das Fremde, nicht Bodenständige. Nur der „Da-ige“ ist vollwertig und vertrauenswürdig. Dem Fremden gegenüber sind insbesondere auch die Mädchen sehr zurückhaltend. Es ist der Nachklang jener Zeit, in der der Bauer der „G'scherte“, der Unterdrückte war, in der man ihn mit Vorschriften aller Art, mit Ungerechtigkeiten unterdrückte. Mehr als ein anderer hat aber immer der Lenggrieser Bauer seinen Kopf hoch gehalten.

In den Sterbebüchern der Pfarrei Lenggries, welche zurückreichen bis in das Jahr 1688 (wenn ich nicht irre) fand ich manche interessante Erinnerung an die vergangenen Zeiten, in denen namentlich die Ruhr als Kriegsseuche manchen „Nanta“ (*Genannten, im Sterbebuch genannt*) in fremdem Lande den Tribut des Lebens zahlen ließ. Sie lassen manche interessante Tatsache über die Einschleppung von Infektionskrankheiten, über historische Seuchen, Blattern (*Pocken*), Skorbut, Weichselzopf (*Haarverfälschung, ggf. mit Ekzem*) sehen, unter welchen ein isolierter Ausbruch der Pest im Jahre 1699 als das merkwürdigste Ereignis gelten mag. Ich habe die gefundenen Tatsachen seinerzeit in Artikeln veröffentlicht, welche in Friedrichs Blättern der gerichtlichen Medizin erschienen sind. *Plurimi parochianorum infectione afflati sunt (die meisten Gemeindemitglieder wurden von der Seuche angesteckt)*, berichtet das Sterbebuch. Mehr als 250 wurden mit den Sterbesakramenten versehen, 99 starben. In der Zeit meiner fast 20-jährigen ärztlichen Tätigkeit in Lenggries machte mir aber der Abdominaltyphus zu schaffen, den man als endemische Seuche ansehen musste. Alle Seuchen zeigen unter den gegenüber der Großstadt glatteren und weitaus übersichtlicheren Verhältnissen eines Gebirgsdorfes eine unverkennbare Periodizität des Auftretens und bezüglich des Typhus fand ich, dass derselbe immer in 40 bis 50 jährigen Perioden zu erneuter Intensität und Extensität gelangte. Geisteskranke und Epileptiker fanden sich unter den Isarwinklern selten.

Besonders günstig aber lagen die Verhältnisse für den Arzt insofern, als es eine Pfuscherei nicht gab. Die Verwendung alter Volksheilmittel - des Urmantels (*Frauenmantel*), des Mankeischmalzes (Murmeltierfett), des Ochsenfettes, des Skorpionenöls, des Regenwurmöls, der Fuchsleber als drastischen Abführmittels - rechne ich nicht daher. War Lenggries in früheren Jahrhunderten immer der Sitz von Chirurgen, die das Sterbebuch zum Teil als *Illustrissimi (Berühmtheiten)* und *per docti chirurgi ac Querularii (als Doktoren der Chirurgie und des Jammers)* bezeichnet, gewesen, so hatten im vorigen Jahrhundert tüchtige Ärzte (Kellner, ein ehemaliger Bader, dann Dr. med. Leibarzt der Fürsten zu Meiningen, endlich k. Bezirksarzt in Burghausen, Weiß und andere) dort die Praxis ausgeübt und das Publikum gewissermaßen

erzogen (das Instrumentarium derselben, eines gewissen Sebastian Reiser, habe ich an mich gebracht und es nebst einer alten Aderlasstafel dem germanischen Museum in Nürnberg zum Geschenk gemacht). Kellner hatte schon beim Typhus von kalten Bädern ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Kellner hielt auf anständige Preise. In der kalten Jachenau lud ihn ein Bauer ein, zu seiner kranken Bäuerin hineinzukommen, darauf rechnend, dass es nicht viel koste, weil der Doktor ohne Wegs da sei. „Bin koa Ohnewegsdoktor“ sagte Kellner, „kost' 25 Gulden.“

Das Krankenhaus, besonders das im Jahre 1881 neu erbaute Krankenhaus, aber bot mir als jungem Arzt willkommene Gelegenheit, auch auf dem Gebiete der Chirurgie mich intensiver zu beschäftigen, und auf eine sachgemäße Hilfe bei den vielen vorkommenden Verwundungen und Unglücksfällen zum Teil schwerster Art (Schusswunden, Luxationen (*Ausrenkungen*), komplizierte Knochenbrüche) legte der Lenggrieser großes Gewicht und erkannte die energische Hilfe des Arztes in dankbarer Weise an. Unter solchen Verhältnissen übte ich zwanzig Jahre weniger ein Monat die ärztliche Praxis in Lenggries aus, mit der Bevölkerung, ihrem Denken und Fühlen aufs innigste verwachsen und wohlvertraut mit ihren Bedürfnissen.

Manche ernste und heitere Episode erlebte ich oder wurde mir erzählt und was ich davon in Erinnerung behalten, das will ich dem geneigten Leser heute mitteilen, da mir die Schicksale des Lebens die nicht unerwünschte Gelegenheit bieten, in Muße wieder zur Feder zu greifen und einer Lieblingsbeschäftigung, lange absorbiert von der Tätigkeit als Amtsarzt, mich wieder zu ergeben. Es ist Ernstes und Heiteres, was ich aufzische und wenn Letzteres vorschlägt, so geschieht es als Widerklang der heiteren und offenen Lebensauffassung des biedereren Gebirglers unseres viel geliebten Bayernlandes. Niemand wird erwarten, dass ich eine erschöpfende Schilderung des Volkslebens, des Charakters der Gebirgler, der Sitten derselben liefere. Selbst berufene Kenner des oberbayerischen Volkes, ein Karl Stieler (*bayer. Mundartdichter*), haben dies nicht getan. Es sind Erinnerungen, die ich niederschreibe, einzelne Bilder, die ich entwerfe und die bei anderen Autoren nicht zu finden sind. Arzt und Geistlicher stehen dem Volk am nächsten und finden Gelegenheit, sich am intimsten mit denselben bekannt zu machen, und deshalb glaube ich mich den Berufenen beirechnen zu dürfen.

II. Lenggries. Überlieferungen aus dem Volksmunde, Geschichtliches aus dem Isarwinkel und Kulturverhältnisse.

Die älteste Überlieferung hatten die Gaißbacher (Gaißach bei Tölz, die auf dem rechten Isarufer an Lenggries anstoßende Gemeinde) bewahrt. Man sagte dort: „D' Religion (die christliche) is über d' Walchen (aus Tirol vom Achensee her) einikemma, da muaß a wieder auss.“

Gaißach war früher ein älterer Sitz einer Pfarrei, der Lenggries bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts zugehörte. Erst von da ab wurde Lenggries eine selbständige Priesterstelle, dann Pfarrei. Die Toten wurden früher alle in Gaißach beerdigt, bis zur Zeit einer Pestepidemie (wohl 1633/34) die Gaißbacher sich mit bewaffneter Hand der Durchfuhr infektionöser Leichen durch das Gebiet ihrer Gemeinde widersetzen. Noch früher gravitierte das ganze christliche Leben nach Königsdorf, dessen Pfarrer heute noch das Präsentationsrecht für die Lenggrieser Pfarrstelle besitzt. Der Lenggrieser bezeichnete deshalb den Königsdorfer Pfarrer als kleinen Bischof. An alte Anschauungen erinnerten noch die Ausdrücke: „es thort“ (es donnert), Herr Mon (Mond), die Gebräuche der Sonnenwendfeier, der noch vielfach anzutreffende Hexenglaube, besonders bei Viehkrankheiten, der Brauch des Ausräucherns des Hauses seitens des Hausbesitzers in den Rauh Nächten – *zwischen Weihnachten und Neujahr* - (in diesen Tagen durfte auch nichts verschenkt oder hergeliehen werden), der Brauch des heiligen Feuers, welches auf dem gemauerten Küchenherd das ganze Jahr nicht ausgehen durfte (abends wurde die Asche zusammengekehrt und unter der Asche glomm die Glut bis zum anderen Morgen fort), das Umherziehen der Kinder in den Gebnächten (*Weihnachten*) mit dem Bittspruch „Gebnacht ums Kletzenbrot allemiternand“, was der Kinderspruch bedeuten sollte, konnte niemand mehr sagen, das sogenannte Grenfutter (*Grünfutter*), ein kleines Tannenbäumchen,

welches am heiligen Abend ein Knecht im Walde holen musste und welches dann an der Gattersäule am Eingang des Gehöftes aufgepflanzt wurde (es diente auch als Wetterprophet, bei kommender Trockenheit richteten sich die die dürren Zweige auf, bei kommendem nassen Wetter senkten sich die Zweige abwärts), ferner das Scherzel, den Anschnitt des Kletzenbrotes, welches das Mädchen ihrem Schatze in der Neujahrsnacht oder Christnacht geben musste und die sogenannten Gebtage, stammen aus uralter Zeit.

Gebtage: An diesem Tage musste der Bursche sein Mädchen spazieren und zum Bier führen, um sich ein Recht auf den Genuss der Liebe der Erkorenen zu sichern. Dass in sexueller Beziehung, wie ich einflechte, die Anschauungen nicht so streng waren, ist bei der uralten Eigenschaft des Volkes als Hirtenvolk, dem ungebundenen Leben auf der Alm, nicht zu verwundern. In früher Jugend schon führt der Bub die Geiß zum Bock, wenn die Kuh rindert und der Stier dieselbe befruchtet, so schaut sich auf dem Gehöfte Jung und Alt das Schauspiel an und als ich nach Lenggries kam, dauerte es noch einige Jahre, bis das Beschälten der Pferde (Lenggries war eine staatliche Beschälstation) hinter einem leichten Bretterverschlage mitten im Dorf vor sich ging. Vordem geschah es vor dem Stalle des Altwirtes, coram publico (*öffentlich*), zu welchem die Schulkinder nicht das geringste Kontingent lieferten. Hony sois, qui mal y pense (*beschämt sei, wer Schlechtes dabei denkt!*)

Man kann nicht sagen, dass deshalb die Mädchen früher verführt wurden als es an anderen Orten der Fall war, es geschah viel weniger früh als in der Großstadt und Prostituierte gab es überhaupt nicht. Auch produktivere ledige Weibspersonen hatten ihren ständigen Liebhaber. Liebschaften wurden freilich oft rasch geschlossen. Eine hübsche Bäuerin, die sexuell etwas hyperexstatisch veranlagt war, war allgemein unter dem sarkastischen Spitznamen „d' Schwoafkatl“ (*die Schwanz-Kati*) bekannt. Dagegen war es sehr gewöhnlich, dass die Mädchen, ehe sie zur Ehe gelangten, ein, zwei, selten mehr uneheliche Kinder hatten. Ja, dieses Verhältnis bezeichnet der ausgezeichnete Statistiker, Benefiziat und nachmalige Pfarrer in Lenggries, St. Glonner, geradezu als ein Glück für die Population, da nicht selten auf größeren Höfen, wie man sagte „die Geschwister zusammenhausten“, das heißt, von einer Erbteilung Umgang nahmen, so dass die illegitimen Kinder der Haustöchter wie rechtmäßige Kinder angesehen und erzogen wurden, und nach dem Absterben ihrer Onkel und Tanten das Gut übernahmen und so den Stamm erhielten. Kinderlosigkeit galt als ein Makel.

Eine eigentümliche Kirchenstrafe für den Koitus illegitimus (*illegalen Beischlaf*) hatte Pfarrer Heimlinger eingeführt (ein dem Wilderer wegen seiner Kanzelverschwiegenheit über das heikle Thema gar nicht missliebiger Herr) dadurch, dass er illegitimen Kindern, wenn sie zur Taufe gebracht wurden, die unmöglichsten Namen römischer Heiliger gab, die andererseits wieder die Betroffenen dem Gespötte der Mitmenschen aussetzte. Karl Stieler befindet sich im Irrtum, wenn er in seinen Kulturbildern aus Bayern Anonymus für einen Tegernseer Taufnamen ansieht. Die Pfarrer tragen sehr häufig ein reifes, aber totgeborenes ungetauftes Kind als Anonymus ein. Feierliches Begräbnis und Gottesdienst (Lobamt) wurden gehalten, auch wenn Frühgeburten nur ein paar Schnapper gemacht haben.

Aus einer „Priska“ (*weibl. Vorname*) macht der Volksmund eine „Britschka“ (*Pferdefuhrwerk mit Faltverdeck*). Pfarrer Brandl aber brach mit dem alten Brauche, dass beim Ableben eines illegitimen Kindes ein Lobamt gelesen wurde, bei welchem der illegitime Kindsvater in stattlichem dunklen Mantel in der Kirche („im Vollgeföhle des Rechtes, in welchem wir geboren und nach welchem leider nie die Frage ist“ - Goethe) allen voran zum Opfer ging. Eine Unverschämte aber drohte dem Pfarrer, der sie wegen des 6. oder 7. Kindes abkapiteln wollte, und ihr eine Unterstützung verweigerte, mit den Worten: „Na kimm i halt s'nächste Jahr wieder a so“.

Der alte Haberersinn (*Femegericht*) ging aber doch manchmal mit den Unehrbaren zu Gerichte, wenn auch in mehr sarkastischer Weise. Man streute Sandwege von einem Schlafgemach zum anderen und einem alten Flößer begegnete gar das Übel, dass er auf dem Heimwege von einem interessanten Abenteuer von Burschen überfallen und seines Hosenlatzes beraubt wurde, den man andern Morgens am Maibaum vor der Kirche angenagelt fand. Das „Gramscheiteln“ war ein alter Brauch, den die Konkurrenten der Liebe mit Vorliebe besorgten.

Jeder Aufpasser hatte sich mit einem Arm Holzsheitel versehen, die dem Fliehenden nachgeworfen wurden. Es war wenigstens ein Volksbrauch, der nie zu ernsteren Körperverletzungen oder Rohheiten führte. Der Angegriffene musste eben rasch springen. Jugendlischer Übermut leistete manches heitere Stückchen. Stand nicht eines Tages auf dem Giebel des Wackerbäckens ein vollbeladener Mistwagen. Junge Burschen hatten sich nächtlicher Weile die Muße nicht verdrießen lassen, die einzelnen Wagenteile auf das Dach zu schleppen, die Wagenteile dort zusammensetzen und mit Mist lege artis (*nach den Regeln der Kunst*) zu beladen.

Die Eltern waren in sexueller Hinsicht, was das Gebaren erwachsener Kinder anbelangte, nicht zu streng. „Grad oan Fehler hat's Dirndl,“ sagte ein Jachenauer Bauer, „dass nit alloa schlafn ko“. Ein Lenggrieser Häusler aber, dessen Tochter schon sehr heiratsfähig war und der sich einen Schwiegersohn zum Unternehmen seines Anwesens herbeisehnte, sagte: „Jetzt muaß i halt s'Deandl in d'Kammer z'ebnet der Erd legn, dass amol hinter d'Fahnheit (*Erfahrung*) kimmt.“ Im Krankenhaus frug die Oberin einen alten, dem Tode nahen Bauernknecht, ob er als „Jungherr“ begraben sein wollte. Philosophisch antwortete der Gefragte: „Liegt nix vor.“ Im Ehestande waren die Weiber fast durchweg ehrbar und züchtig, wenn sie auch vorher von irgendwelchen anderen Liebhabern Mütter geworden waren. Eheirungen schwerer Art sind mir niemals bekannt geworden.

Viel erzählt wurde die Sage von einem alten Bauer (Bachmeier) in Hohenwiesen, einem gar gottesfürchtigen, heiligmäßigen Manne, der täglich den mehr als drei Stunden weiten Weg nach Gaißbach gegangen sein soll, um dort die heilige Messe zu hören. Eines Tages hatte infolge schwerer Gewitterregen Hochwasser den Steg über den Steinbach weggerissen, so dass der gute Bauer nicht rechtzeitig zum Beginn der heiligen Handlung eintreffen konnte. Der Pfarrer aber konnte nicht eher „Aufwandeln“ (*die verwandelte Hostie zur Anbetung in die Höhe halten*) bis nicht der fromme Bauer zur Stelle war.

Eigentümlicher Weise waren Ereignisse der neueren Geschichte dem Volksbewusstsein bereits entschwunden. Wenige erinnerten sich noch des Einfalls der Tyroler, die man verächtlich allgemein als Tyroler Spitzbuben bezeichnete (diese nannten die Bayern entgegen „Boarnfackn“-*Bauernschweine*). Kaum einer wusste noch von der früheren Herrschaft der Hörwarthe von Hohenburg Genaueres, keiner von der Bauernschlacht von Sendling zu erzählen, obwohl uns das Sterbebuch der Pfarrei die Namen der 29 in der Schlacht gebliebenen Lenggrieser aufzählt. In den Höfen, welche früher zum Kloster Benediktbeuern gehört hatten (im Viertel Schlegldorf), erzählte man sich noch von harten Bedrückungen und Abgaben, die man den Bauern auferlegte.

Einer Episode gedachte man noch, aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, als Trenk, der bei Dietramszell von den Bauern überfallen wurde, mit seinen Horden ins Isartal eindrang. Die Lenggrieser nahmen diese feindliche Invasion nicht gutwillig hin, sondern sie versammelten sich, angetan mit den damals von den Bauern getragenen weißen Leinenkitteln innerhalb der Friedhofsmauer, mit den Gewehren in der Hand den Feind erwartend. Die Panduren glaubten, als sie sich näherten, Gespenster zu sehen und machten „Kehrt Euch“. Zwei Mann von ihnen verirrt sich in das Steinbachtal, woselbst sie von Bauern ergriffen und auf dem noch heute so genannten „Krawattenbichl“ gehängt wurden. In dunkler Erinnerung standen noch die tragischen Vorgänge der Pestzeiten. In Wackersberg wurde abseits von menschlichen Wohnungen der Pestfriedhof angelegt, und eine Kapelle in demselben erbaut. Ein junger Tölzer Kaplan benützte zur Zeit meiner Tätigkeit im Isarwinkel die bei dem gestifteten Jahrgottesdienste abgehaltene Predigt sinngemäß zu einer energischen Philippika gegen einen schwindlerischen Pfuscher, der den Meßner einem frühzeitigen Grab zugeführt hatte.

Der langen, hemdartigen Oberkleider der Lenggrieser, von selbst gewebtem rauhen Leinen, welche sie zur Zeit des Erbfolgekrieges trugen, ist bereits Erwähnung geschehen. Abbildungen dieser Tracht sieht man noch auf alten Votivtafeln wie in der Kapelle von Schlegldorf, auf dem Kalvarienberge von Hohenburg usw. Den Buben soll man keine Hosen anziehen, bis sie nicht einen Heuwagen die Tennenbrücke hinaufziehen können, lautete ein Sprichwort der alten Leute. Später ging man zum Lodengewand über und trug zwilcherne (*Drillich*) oder gamslederne kurze Hosen dazu, nebst kunstvoll gestrickten und ausgenähten

Strümpfen. Den Kopf bedeckte der hohe Stopfshut mit breitem grünen Rande. Die nackten Füße steckten in schwer beschlagenen Haferlschuhen.

Bei den Mädchen aber wurden die gefälteten Röcke in der Art angemessen, dass man sie niederknien ließ und nun das Maß bis zum Boden nahm. Auch hierzu trug die fesche Lenggrieserin die ausgenähten Strümpfe von Berghasenhaar oder Schafwolle. Die Strümpfe ließen die Waden besonders dick erscheinen und dicke Wadl sind heute noch der Stolz des Burschen und des Mädchens. An den Füßen leichte ausgeschnittene Schuhe. Die Röcke waren vorne geteilt und der Schlitz mit der Vurta (Vortuch) bedeckt. Das „Pfoad“ (Hemd) bestand oben aus feinerem Leinen, unten aus grobem Rufen. Die Kästen in der guten Kammer wurden mit Stolz vollgepfropft mit Linnenstücken, diese mit bunten Bändern verziert vorgeführt. Altes Leinen weiß und blau gemustert, von seidenartigem Glanz, befindet sich heute noch in manchem Kasten der guten Kammer des Lenggrieser Bauernhofes. Bei den feschen Dirnen galt es als chic, dass sich selbe beim „Langaus“ auf dem „Dienseltag“ (Tänzeltag) zuletzt rasch drehten, so dass die Röcke wie bei einer Balletteuse gerade von dannen standen und dass sie sich dann mit einem ordentlichen Patscher ad posteriora (*auf den Hintern*) auf die Bank setzten.

Der Schlitz wurde später unten geschlossen, und mit viel Behagen erzählte mir ein Achtzigjähriger, dass er gesehen, wie ein besonders tanzgewandter Gaißacher sich am Schluss des Tanzes geduckt und beim Kittelschlitz seines Madels zum allgemeinen Hallo herausguckt habe. Der berühmte Tänzer war sogar zu einem Fest zu Ehren des Kaisers von Russland nach Bad Kreuth befohlen worden.

Die langen Hosen der Männer, die Seidenkleider der Bäuerinnen, die mit alten Münzen und Schautalern reich behangenen Mieder, die in mehreren Touren in den Hut gewobenen echten Goldschnüre und die grellroten Unterröcke waren erst eine Errungenschaft der neueren Zeit, eine Folge des sich mehrenden Wohlstandes der Bevölkerung.

Die Nahrungsverhältnisse der Bevölkerung waren in alter Zeit, wie allenthalben in dem durch den 30jährigen Krieg entvölkerten und ausgesogenen Deutschland, dürftige. Man beschränkte sich auf grobe Mehlspeisen, Schmarrn, Mehlhabern (*gekochte Kartoffeln durchgedrückt, mit Mehl -- Habern = Hafer -- gemischt, angebraten und in Schmalz ausgebacken*), Retzel (*Brei aus gegarten Holunderbeeren, Blaubeeren o.ä. mit Brotschnitten, ggf. in Ei gewälzt und in Schmalz ausgebacken*), Zweckl (*klein portionierter Teig in Schmalz gebacken, wohl ähnlich den Schupfnudeln*), Topfennudel (*in Fett ausgebackener Hefeteig mit Quark*) mit Kraut (Flattenkraut – eine sehr schmackhafte Zubereitung des Krautkohles), Suppen und Obst. Man erkannte im Obstbau noch den Einfluss der alten Klöster Tegernsee und Benediktbeuern und mancher uralte, kernfaule Apfelbaum wurde noch wie ein Heiligtum gepflegt, weil er so gute Äpfel hatte. Dörrobst von den wenigen guten Obstjahren, bildete einen wahren Schatz der Bäuerin. Gemüsebau war minimal und so fehlte es auch an geeigneter Zuspise. Von Gemüse kannte der Lenggrieser zu meiner Zeit nur den Salat, den Kohlrabi, die Saubohne, allenfalls noch das Kraut (Tiroler Kraut) und Dotschen (*Steckrübe*). Fleisch wurde an gewöhnlichen Sonntagen in geringer Menge in Form von Fleischknödeln gegessen, dagegen an hohen Festtagen und namentlich an „Kirta“ (Kirchweih) in unglaublichen Mengen vertilgt. Der wohlhabende Bauer freilich aß Sonntags, oder wenn er sonst in die Kirche musste, beim Altwirt schon vor der Frühmesse sein „Stückerl Fleisch“. An Kirta aber führte er ein ganzes Viertel eines Rindes, dazu ein „Schweinerne“ und „Schaferne“ heim, seinen Leuten gute Tage zu bereiten, das Bierfassl (Banzlbier) eo ipso nicht zu vergessen.

In den siebziger Jahren fand man aber kaum noch in einem Bauernhaus einen modernen Herd, der eine bessere Zubereitung der Speisen ermöglicht hätte, überall noch die einfachen gemauerten offenen Herde mit den eisernen Dreifüßen und den rußigen Pfannen, mit der rauchgeschwärtzten Kutte darüber, aus der der Rauch in alten Häusern noch seinen Weg über den Dachboden fand, um durch die Lücken des Schindeldaches sich allmählich zu entfernen. Für die Konservierung der Dachschildeln war das ganz gut, aber die in der Pfanne zubereiteten Speisen vermengten sich mit Asche und Ruß und am Kirta schmeckte das in einer Pfanne geschmorte Rinderne, Schaferne und Schweinerne so konform, dass man als Gast Mühe hatte, die Abstammung des Fleisches von den entsprechenden Schlachttieren zu unterscheiden. Bei

Notschlachtungen gab es Schadenfleisch – ein boshafter Pfarrer meinte einmal mir gegenüber, wir beide, der Pfarrer und der Doktor, lebten das ganze Jahr vom Schadenfleische – und da ließ es sich der Bauer und Nachbar nolens volens auch mal wieder wohl sein. Der Schinder verstand sich sogar aufs Wurstmachen. Eine Schweinezucht gab es nicht, daher auch kein Hausgeselchtes, kein Pökelfleisch.

Einen besonderen Stolz setzte jede Bäuerin auf die Zubereitung der Nudeln (Kirtanudeln, Kücheln – *in Fett schwimmend ausgebackener Hefeteig*) in Bezug auf Weiße (schönes Weizenmehl) und schöne Form (*etwa handgroß*). In den Bauernhäusern wurden sie wöchentlich dreimal gekocht und es war eine köstliche Labung, so im Winter eine frische, heiße, eben aus der Pfanne kommende Nudel zu essen und dazu ein Gläschen selbst gebrannten Apfelschnaps (Kirschen und Zwetschgen gerieten nur selten), Kronenbitter (Kronenbittbeeren = *Wacholderbeeren*, in Lenggries in Mengen wachsend), Voilbeerschnaps (Vogelbeeren) oder Meisterwurz zu trinken. Am Sonnabend erhielt secundum ordinem Melchisedech (*nach zweiter Regel des Melchisedech = hebräischer König der Gerechtigkeit*) der Oberknecht seine 5 „Rundling“ (Kücheln), der Mitterknecht 4, der Unterknecht 3, der Huata (*Hirte*) 2 und ebenso Ober-, Mitter- und Unterdirn. (Der Oberknecht war bei großen Bauern der Majordomus. Beim Hinterschömmmer - Schöffmann, Schiffer - durfte sich derselbe auf eigene Rechnung ein Paar Ochsen halten. Da und dort gehörten dem Oberknecht Schafe, auch Bienenstöcke und gerade Letzteres wäre auch heute noch ein probates Mittel, der Dienstbotennot zu steuern und den Knecht mehr für den Hof zu interessieren.)

Butter und Schmalz durfte der Bauer ehemals nicht verkaufen, er wurde von den Dienstboten boykottiert, wenn verlautete, dass er Schmalz verkaufte, denn selber essen macht fett, sagt der Bauer. Aber dieses Bauerndogma ging in die Brüche Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts, als die Lebsucht eine größere wurde und manche Bäuerin vertauschte heimlich einen Butterwackel (*faustgroßes Stück*) gegen ein paar Flaschl Wein. Als Käse kannte man nur den Stotzenkäse (*Almkäse, Bergkäse*) und die Handkasl – auch Kümmlkas (Kümmelkäse) genannt – eine nicht zu verachtende Speise. Geflügelzucht gab es, da der Getreidebau sehr gering ist, nur in geringem Umfang. Ein gebratenes Huhn zu essen, fiel dem Lenggrieser Bauern im Traum nicht ein. Der Kaffeehafen stand aber auf dem Herde jeder Bäuerin, oft zum großen Ärger des Bauern oder des alten Ahndls (*Oma*), die darin eine sträfliche Neuerungssucht, eine unverantwortliche Verschwendung erblickten. In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts verschwanden ziemlich rasch die alten Herde und machten sogenannten Ökonomieherden Platz, die oft über Bedarf groß waren. Damit wurden auch Kamine allgemein in die Häuser eingebaut. Die Feuerpolizei litt es nicht mehr anders. Ein großer Herd war der Stolz der Bäuerin, ehe sie noch von edlerer Kochkunst etwas verstand.

War der Isarwinkler von jeher nur aus Not und nicht aus Überzeugung fakultativer Vegetarier, so war er noch weniger anti alcoholist oder Abstinenzler. Es gab manch wackeren Zecher unter den Bauern, der unter Umständen ein Quantum vertragen konnte, das man für unmöglich hielt. Eine Anzahl altgewordener Schnapstrinker konsumierte Tag für Tag ihren Liter Branntwein. Ich werde noch einiges hiervon zu erzählen haben. Einen schwindsüchtigen Bauern frug ich auf dem Totenbette, welches Quantum Bier das größte gewesen sei, welches er auf einen Satz getrunken. 32 Maß lautete die heisere Antwort. Bessere Obstbeeren- und Wurzelschnäpse wie oben erwähnt, wurden gebrannt, bis die Steuerkontrolle den Bauern zu lästig wurde. So ein Gläschen echter Enzian, Wacholder, Meisterwurz oder Apfelschnaps war denn auch nicht zu verachten.

Auch die Nähmaschinen kamen um diese Zeit in die Bauernhäuser des Isarwinklers und ein einzelner reicher Bauer, der Langenbauer, hatte sogar einen mächtigen, feuerfesten eisernen Geldschrank, den er, wie er einmal dem ihn besuchenden Altwirt sagte, so praktisch fand, weil man alles darin aufheben könnte, Pfoada (*Hemden*), Laibln u.s.w. Auch die Liegerstatt erfuhr ihre eigentliche Verbesserung, man schaffte sich Sprungfederbetten an und sogar bessere Bauernknechte bedangen sich solche Nachtlager aus. Einen merkwürdigen Luxus gestattete man sich mit Regenschirmen, Parasol, oder scherzhafter Weise auch Paratascheln genannt. Jeder Knecht und jede Dirn hatte deren drei, eines für den Werktag, eines für die besseren Tage, eines

für die hohen Festtage. Der Parasolmacher, bei dem ich einige Zeit wohnte, hatte denn auch ein gutes Geschäft.

Die Wohnungsverhältnisse waren bei der geräumigen Anlage der Häuser im allgemeinen günstige. In vielen Bauernhäusern setzte es sich durch, dass auch die Schlafstube des Bauern oder eine größere Kammer heizbar gemacht wurde, so dass auch für Kranke ein günstiger Raum zur Verfügung stand. An mittelalterliche Gebräuche und Verhältnisse erinnerten die noch in vielen Bauernhäusern vorhandenen Badstuben. Der Name des kleinen Nebengebäudes hatte sich erhalten, vom ursprünglichen Zwecke wusste man nichts mehr. Über größeren Badstuben befand sich auch eine kleine Wohnung, welche ehemals einem verheirateten Knecht zur Verfügung stand, ein Nachklang der alten Hörigkeit.

Die Gemeinde besteht aus vier Vierteln, Lenggries, Anger, Wegscheid und Schlegldorf. Sie ist bekanntlich sehr weitläufig und umfasst mit ihren 72 000 Tagwerken Grundbesitz das größte Areal einer bayrischen Gemeinde. Die Viertel haben ihre gesonderten Lasten mit Wasserbauten und wählen ihren eigenen Viertelvorsteher, während der Bürgermeister von Lenggries Vorstand der Gesamtgemeinde ist. In drolliger Erinnerung stand der alte Langenbauer als Bürgemeister, der außerhalb des Ortes wohnend, sein Amtlokal in der Wirtsstube des Altwirtes aufschlug und so zum Opfer seines Berufes, das heißt zum Trinker wurde. Sein Beirat war die damals omnipotente Altwirtin, Frau Pfund, mit einer Baronin Eichtal das Hauptopfer des letztmals in den 60-er Jahren in Lenggries veranstalteten Haberfeldtreibens. Die Lenggrieser waren nur fakultative Haberer, die Zentralleitung des eigentümlichen Instituts der Volksjustiz befand sich immer in der Miesbacher Gegend. Die Einquartierung, die dem letzten Haberfeldtreiben folgte, stand noch in meiner Zeit in frohester Erinnerung. Manche Träne floss, als die Soldaten wieder unter Tommelschlag hinaus zogen. Das Gemeindesiegel führte der Langenbauer in der Tasche mit sich, schwärzte es im Bedarfsfall mit einem Zündelholz und wie es seine Passion war, wettete er mit jedem Hausierer „Wie schnell schwarz bist, wett ma“. Wenn bei den Gemeindeversammlungen der „Gmoa“ sich die ganze corona im Tanzsaale des Altwirtshauses versammelte, dann verkündete der Langenbauer: „No kinn ma nit anfanga. Z'erst muassan unten a paar schmoissen“ Alles stürzte zum Kampfplatz, denn das Schmoissen und Fingerhakeln war als Kampf und Wettspiel ehemals dem Isarwinkler so lieb, wie dem Schweizer das Ringen und das Armbrustschießen, und wenn ausgerungen war, so kehrten in der Regel so wenige Gemeindebürger in den Versammlungssaal zurück, dass die Gmoa nicht beschlussfähig war. Der Bürgermeister wusste sich zu helfen. Der Schullehrer machte Protokoll und Beschluss, der Bürgermeister unterschrieb, sandte den Akt ans Landgericht bzw. Bezirksamt und gut wars. Ein *brevi manu* (*kurzer Hand*) Verfahren.

Einen intelligenten Bürgermeister besaß Lenggries in dem alten Grundner, der Winter und Sommer in seinem Gebirgsanzuge mit dünnen leinenen Wadenstrümpfen ging, ein großer schlanker Mann mit energischen Gesichtszügen. Er starb hoch betagt in meiner Behandlung. Als Kellner, der Arzt, als Leibarzt des Fürsten von Meiningen, abgezogen war, blieb der ärztliche Posten einige Zeit unbesetzt. Der Bezirksamtmann mahnte den Grundner, die Gemeinde solle sich doch wieder um einen Arzt umschaun. „Ja“, sagte der witzige Bürgermeister, „wenn amol koaner mehr stirbt bei uns, dann muass ma freili glei ein' ham“. Eines Tages stand er vor dem Gasthause zur Post und wurde von einem Fremden gefragt, wo ein Rasierer sei. Grundner sah den Schmied Lippl, einen bekannten Witzbold, vor seiner Schmiede stehen und verwies den Fremden an den Lippl, der am Sonntag nebenbei rasierte. Mit Entsetzen sah der Fremde, dass der Lippl in die Seifenschüssel spuckte und frug: „Na, net übel, wie machets ös denn nacha bei die Bauern?“ „Oh“, sagte der Lippl darauf, „döne speih i glei in's G'sicht!“ Zu meiner Zeit stund dem Gemeindewesen Lenggries der intelligente, energische und schaffensfreudige Bürgermeister und Landrat Jos. Schalch lange Jahre hindurch vor. Unter seiner Aegide hob sich die Gemeinde in erfreulicher Weise. Mit seinen Gemeinderäten hatte er aber manchmal seine liebe Not. Kam da etwas Kniffliges zur Beschlussfassung oder passte es nicht in den ultramontanen Kram des Gemeinderates (Schalch war liberal) so ging einer nach dem andern bei der Ausschusssitzung *ad lokum* (*auf Toilette*), der Bürgermeister saß schließlich mit einem beschlussunfähigen Rumpfparlament da. Schalch wusste sich zu helfen, er drohte bei der nächsten Sitzung jedem,

der ad locum gehen wollte, mit Anzeige und Haft. Das half!

Viertelskassierer war seinerzeit der alte Bartl. Als eines Tages der Bezirksamtmann Schweykart zur Kassenrevision erschien, kam Bartl mit seinem Kassabuch und zwei Beuteln. Im Vorgefühle seiner schwachen Kenntnisse in der Buchführung und der Möglichkeit eines Übersehens sagte er dem Bezirksamtmann schon vor der Prüfung des Kassenbestandes: „Woäßt, Bezirksamtmann, wenn ebbas fehlt, (er wies dabei auf den kleinen Beutel der Viertelskasse), nachher bin i scho da!“ Ein Fingerzeig auf seinen eigenen strotzenden Geldbeutel überzeugte den erstaunten Beamten, was er meinte. Ein anderer vorsichtiger Viertelskassierer hatte seine Rechnungsbeilagen, um ja keine zu verlieren, mit Gummi und Oblaten so fest aufeinander geklebt, dass erst ein längeres Bad der Skripturen eine Revision ermöglichen konnte. Von den wichtigeren historischen Ereignissen lokaler und allgemeiner Bedeutung fielen in die Zeit meiner 20-jährigen Tätigkeit die Erbauung einer Wasserleitung für das Dorf Lenggries, eines neuen Krankenhauses, eines Gemeindehauses mit schönem Gemeindesaale, einer Lehrer- und Doktorenwohnung, einer neuen eisernen Isarbrücke und die Vermählung des jetzigen Großherzogs von Baden mit der Prinzessin Hilda von Anhalt am 20.9.1889.

Das neue Krankenhaus wurde 1880/81 erbaut und galt für damalige Verhältnisse als Musterkrankenhaus, obschon wir es zu einem äußerst billigen Preis hergestellt hatten. Es hat etliche 60 000 Mark für 30 Betten gekostet. Parkettböden, Wasserspülung etc. fehlten nicht. Als wir im Herbst 1880 zuerst das Nebengebäude vollendet hatten, in welchem auch eine Stallung für 3 Stück Rindvieh vorgesehen war, da läutete es eines Abends heftig an der Hausglocke des alten Krankenhauses. Die diensthabende Schwester sah vom oberen Stock zum Fenster hinaus und frug, wer unten sei. Keine Antwort. Wieder heftiges Läuten. Die Schwester ging zur Haustür und frug wieder. Keine Antwort, Läuten! Sie öffnete vorsichtig die Türe, und da kommt zu ihrem hellen Schrecken ein schwarzer behufter Fuß beim Türspalt herein. „Jessas, Maria und Joseph, der Teufel!“ ... Die Schwester konnte nicht wissen, dass der Teufel zu den Einhufern gehört, und in der Aufregung konnte sie auch nicht wahrnehmen, dass der erschienene Huf gespalten, also kein Pferdehuf war. Auf das Geschrei der Schwester stürzten die Oberin und die anderen Schwestern herbei, die, als sie ein unterdrücktes Kichern außer der Türe hörten, sich entschlossen, zu öffnen. Eine Wohltäterin, die sich, als sie ihren Scherz gelungen sah, schleunigst in das Dunkel der Nacht zurückzog, hatte an die Hausglocke ein schwarzes Kalb mit dem Schweife angebunden und so den Schwestern zum Geschenk gemacht. Das war der Anfang der Krankenhausökonomie! Die Kunde davon drang auch in das Schloss Hohenburg und amüsierte den Großherzog Adolf von Luxemburg dermaßen, dass er sogleich eine Kuh dem Krankenhaus schenkte.

Der in der Gemeindeverwaltung herrschende urbanere Zug zeigte sich bei Gelegenheit der Einweihung des neuen Krankenhauses und der neuen Isarbrücke in einem den geladenen Gästen gegebenen Festessen, wogegen man Verdienste auch durch ansehnliche Geschenke, wie sie auch mir zuteil wurden, ehrte (silbernes Kruzifix mit Leuchtern, goldene Uhr).

Unvergesslich bleiben allen Beteiligten die Festtage des 17. bis 20. Septembers 1885 zu Ehren der Vermählung des damaligen Erbgroßherzogs Friedrich von Baden mit Hilda, Prinzessin von Anhalt. Die Gemeinde Lenggries durfte sich diese Gelegenheit nicht nehmen lassen, um ihre Anhänglichkeit an das Großherzogliche Haus von Luxemburg zu bezeugen, da Hohenburg, der Stammsitz der Hörwarth, seit 1870 im Besitze des Großherzogs, mit seinen ziemlich opulenten Hörwarth'schen Stiftungen von langer Zeit her bedeutenden Einfluss auf Lenggries ausüben konnte, da aber auch andererseits der Großherzog und dessen Familie sich ihres schlichten und wohlthätigen Sinnes halber der aufrichtigen Sympathien der Bevölkerung erfreuten. Ich organisierte ein Festkomitee, Pfarrer und Bürgermeister mussten an die Spitze treten, der Bezirksamtmann Schweykart war für die Festrede ausersehen, ich selbst übernahm das Amt des Schriftführers und Kassierers. In wenigen Tagen hatten wir aus freiwilligen Spenden einen Fond von 1700 M. zusammengebracht, der reichlich genügte, um dem Fest der Gemeinde den erforderlichen Glanz zu geben.

Es war prachtvolles, ununterbrochen heiteres warmes Wetter. Am Donnerstag, den 17. September Vormittags bewegte sich unter der Begleitung der Lenggrieser Musikkapelle und

einer von München bestellten Militärkapelle ein imposanter Festzug vom Dorfe Lenggries nach Hohenburg, um den dort versammelten hohen und höchsten Herrschaften eine Huldigung darzubieten. Ich hatte, meine Lenggrieser wohl kennend, die Einzelarrangements den Vereinen überlassen und wusste vor dem Festzuge nicht mehr, als dass sich die Vereine, etwa 15 oder 16, ausnahmslos beteiligten und mit ihren Fahnen aufziehen würden.

Ich hatte mich in meinen Berechnungen nicht getäuscht, denn gerade der geheime Wettstreit war der Sache äußerst förderlich und als ich den Zug aufstellte, da sah ich, dass Lenggries sich selbst übertroffen hatte und der Zug ein Bild darbot, interessanter, origineller und festlicher als irgend eine Gemeinde unseres Königreiches es darzustellen vermocht hätte.

Hinter dem Gemeindediener folgten Fähnchen tragend im Festkleid die Schulknaben, dann die Schulmädchen, teils weiß gekleidet, teils in bauerlicher Tracht mit Girlanden und Blumenkörben, es folgten die Jungfrauen in bestem Staate, dann die Vereine der Handwerker, der Bauern, der Schützen, der Jäger, der Militärvereine, der Flößerinnung, der Gesellen- und Arbeitervereine etc. etc. Alles in Allem mindestens 1000 bis 1200 Teilnehmer. Nicht zu vergessen der Gebirgsschützen-Kompagnie, der sogenannten Antlass (*Frohnleichnamsschützen*), mit ihren Trommlern und Pfeifern, ihren grünen Röcken, hohen breit bebänderten Hüten, den kurzen Hosen, weißen und grünen ausgenähten Wadenstrümpfen, die so oft schon bei festlichen Veranstaltungen in München erschienen und daher allgemein bekannt sind.

Am interessantesten war vor allen Dingen die Gruppe der Bauern, welcher ein festlich geschmückter, von 4 stattlichen und prächtig aufgeschirrten Rossen gezogener sogenannter Kuchelwagen (*auch „Hochzeitswagen“*) vorangeführt wurde. Die Pferde waren von stämmigen Knechten in alter Tracht geführt, auf dem Kuchelwagen saß die Vice-Braut, hinter ihr Wiege, Himmelbetten, strotzend gefüllte bunt bemalte Leinenschränke und sonstige Aussteuer. Hinter dem Kuchelwagen führte die Oberdirn die blumengeschmückte Brautkuh. Es folgten dann die Bauern, zum Teil in ihren blauen Tuchmänteln, andere in kurzer Wachs, sodann die Bäuerinnen, in ihren Händen Brautgeschenke tragend und im Vorübergehen der erlauchten Braut darreichend. Das gab dann ein großes Hallo bei den Herrschaften. Die eine brachte Flachs, die andere Butter, kunstvoll als Lämmchen geformt oder in dekoriertem modellierten Blocke, wieder eine andere Schmalz, Eier, Obst, Honig, Wachs, ein Stück Leinwand, Tauben und eine Steige zierlicher junger Hähne, ein Lamm etc. etc. Alles wurde im Atrium des Schlosses sogleich aufgestellt und musste auf herrschaftlichen Befehl während der ganzen Festdauer stehen bleiben, dem Beschauer eine reizende kleine Ausstellung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse des Isarwinkels. Der alte Großherzog war ein Frühaufsteher und gaudierte sich königlich, als in den nächsten Tagen die jungen Hähne schon morgens früh um 4 Uhr im Stiegenhause zu krähen anfangen und den jüngeren Herrschaften den Schlaf raubten.

Hochinteressant war der Aufzug der Flößer, deren massive Standarte vom baumlangen Stangler, einem Floßknechte, getragen wurde. Die Flößer erschienen meist in alter Tracht mit hohen Stopselhüten, pelzverbrämten bestickten Jankern, Gilets (*Westen*) mit großen Silberknöpfen, um den Leib den breiten mit Pfauenfedern ausgenähten Geldgurt, Lederhosen und Wasserstiefeln, die bis zum Leib heraufreichten und durch Lederriemen festgehalten wurden. Dieser und Jener trug ein Pfeifchen im Munde und insbesondere fiel die originelle Gestalt des alten Nießler von Anger auf, bei dem Pfeife und Schnurrbart durch einen rotglühenden Rubin oder Pfundnase überragt wurde. Ein listiges Augenpaar dazu! Man findet solche Gestalten nur im Isartal.

Nicht minder gelungen war der Aufzug der Büchenschützen und der Jäger. Diesen hatte sich das gesamte Forstpersonal der Umgebung angeschlossen mit ihren Forstmeistern, Hünengestalten mit langen Bärten. Ein ad hoc geschossener Hirsch wurde mitgetragen, aus den Rucksäcken guckten Gams und Rehböcke, willkommener Braten für die vielen, vielen Festgäste, die von nah und fern zahllos herbei geströmt waren.

Der Bezirksamtmann in Uniform hielt, als der Festzug im Schlosshofe Aufstellung genommen hatte, eine schwungvolle poetische Festrede, so dass der tiefgerührte Brautvater nicht umhin kam, ihm zum Andenken einen Komthur (*Orden*) an den Hals zu hängen. Der Festzug

erregte das erstaunte Entzücken der gefeierten Herrschaften, so dass, obschon der Zug zweimal an ihrem Schlosshofs vorübergezogen war, die Mehrzahl derselben, an ihrer Spitze das Brautpaar, straks über die Schlosswiese hinablief, um sich ein drittes mal an dem interessanten Anblick des unter Jubelrufen vorbei defilierenden Festzuges zu erfreuen. Nun ging auf den zwischen Hohenburg und Lenggries errichteten Festplatz, auf dem Gabentempel, Restaurationsbuden, Schießstätten etc. errichtet waren und nach Eintreffen der Herrschaften ein dreitägiges Festschießen begann. Die hohen Herrschaften beteiligten sich an dem Schießen und gaben auf die Ehrenscheibe ihre Schüsse ab. Das Wetter war so mild, dass man abends bis 11 Uhr im Freien weilen konnte. Für den Freitag hatte die oberhirtliche Behörde sogar vom Fastengebote dispensiert. Das Fest der Gemeinde schloss am Abend mit einem Festballe, zu dem wegen der Raumfrage nur die Lenggrieser in beschränkter Zahl zugelassen werden konnten. Nur wenigen auswärtigen Gästen konnten wir Zutritt gewähren. Als der Hof erschienen war, wurde zuerst von ausgesuchten Paaren der Schuhplattler und dann das Mühlrad und der auf Hochzeiten übliche „Polsterltanz“ vorgeführt, dann mischten sich kgl. Hoheiten, Prinzessinnen und Exzellenzen unter's Volk und drehten sich, die Prinzessinnen von stämmigen Burschen herumgewalzt, fidel im Kreise, als ob es ein Stand, eine Familienhochzeit gewesen wäre. Brilliantfeuerwerk um 11 Uhr und Schluss des heiteren unvergesslichen Festes.

Sonntag, den 20. September, fand in der Schlosskapelle zu Hohenburg die Trauung statt, zu welcher die Vorstanderschaft des Lenggrieser Festkomitees eingeladen worden war. Dem Volke zeigten sich die hohen Herrschaften, unter diesen der Großherzog von Baden mit seiner Gemahlin, der Schwester Kaiser Wilhelms I, die spätere Königin von Württemberg, viele Verwandte, dann auch die Gesandten verschiedener Potentate und Deputationen in dem vollen Glanze ihrer Uniformen und kostbaren Toiletten dem staunenden Publikum auf einem Rundgange auf teppichbelegten Wegen um das Schloss. Auch auf dem Hochzeitsmahl, das mangels eines größeren Saales in verschiedenen Appartements serviert wurde, nahm der Bauern doktor und die anderen Komiteegefahrten teil und fanden damals die erste Gelegenheit, von der Perle des rheinischen Weinbaus, dem berühmten Kabinettwein des großherzoglichen Kellers (die Flasche stand mit 42 M. zu Buche) zu kosten.

Wenn der alte Großherzog einmal in Wien weilte und einem befreundeten Erzherzog 10 Flaschen dieses Weines dedizierte, so war das schon ein fürstliches Geschenk. Schließlich gab es Dekorationen für die Komitee-Spitzen und der großmütige Großherzog wollte partout sich mit einem Weinfeste der Gemeinde gegenüber revanchieren. Wir rieten aber dringend ab, da noch die bei einem gleichen Feste im Jahre 1870 vorgekommenen ärgerlichen Szenen – die Lenggrieser Noah's kannten eben auch die Kraft des Weines nicht noch *Bachus ac Venus (Bachus im Hinblick auf Venus)* – zu lebhaft in Erinnerung stand.

Der Großherzog spendete dann 3000 M zu gemeindlichen Zwecken. Zur Aufnahme der vielen Fürstlichkeiten reichten die Räume des Schlosses und die sonst Hohenburg gehörigen Gebäude nicht aus, man musste auch die Lenggrieser Gasthäuser und Privatquartiere in Anspruch nehmen. Bei mir fand der Gesandte des Königs der Niederlande, Baron v. Fagel, standesgemäße Unterkunft. Sein Diener, ein Holländer von reinstem Wasser, konnte sich den ganzen Tag am Fenster vom Anblick der Berge nicht trennen. So etwas herrliches von Natur hatten seine die See gewohnten Augen im Leben nicht gesehen.

Eine reizende Episode bildete eines Tages der Ausbruch eines Dachstuhlbrandes im Schlosse. Es brannte im linken Flügel über den Gemächern der Frau Großherzogin. Die Herrschaften waren eben bei einem Galadiner zu Ehren des – wenn ich nicht irre - Fürsten von Wied versammelt, der von Tegernsee zu Besuch herüber gekommen war, und man war eben beim ersten Braten angelangt, als der Feualarm ertönte. Man ließ die Galatafel im Stiche, alles eilte zu retten und zu helfen. Die trefflich geschulte Lenggrieser Feuerwehr war sehr bald zur Stelle und ging mit Bravour unter Führung des Bezirksfeuerwehr-Vertreters Zimmermeister Heyfelder ans Werk. Da erklärte der Großherzog, dass er für sein Schloss keine großen Befürchtungen mehr hegen bräuchte. In aller Gemütsruhe ließ er , während die betressten und mit Kniehosen von blauem Seidensamt bekleideten Lakaien mit den Feuereimern hurtig sprangen, sich eine Gartenbank in den Schlosshof stellen und beobachtete, gemütlich seine Zigarre aus langer

Meerschaumpfeife rauchend, die Tätigkeit der Feuerwehr und seiner Leute. Obwohl der First lichterloh gebrannt hatte, wurde die Feuerwehr doch bald mit ihren trefflichen Löschrequisiten des Feuers Herr und konnte unter Zurücklassung einer Brandwache das Schloss wieder verlassen. Heyfelder, ein verdienter Mann, wurde vom Großherzoge dekoriert.

Im Jahre 1890 traf in Hohenburg die betagte, verw. Prinzessin Marie v. Anhalt, die Mutter der jetzigen Großherzogin von Luxemburg, zu Besuch ein und erkrankte schwer. Ich wurde an das Krankenbett gerufen und war von da ab Hausarzt der großherzoglichen Familie, da die hohe Patientin mehr als drei Jahre lang nicht minder wie die übrige Familie mir ihr unbedingtes Vertrauen in allen vorkommenden Krankheitsfällen schenkten bis zu meiner Ernennung zum kgl. Bezirksarzt in Berchtesgaden (1. Jan. 1895).

Die hohe Patientin erholte sich wieder und konnte ihr 80. Wiegenfest frohgemut im Familienkreise feiern. Bei dem Galadiner wurde zum Dessert ein von dem französischen Patissier Lombard hergestelltes köstliches Schaustück aufgetragen, eine alte Fregatte, die mit vollen Segeln über den Ozean des Lebens dahinfährt. Die Prinzessin wollte sich für die allseits dargebrachten Glückwünsche revanchieren und lud die Lenggrieser zu einem auf der Post arrangierten Hofballe ein. Der Hof erschien, die Prinzessinnen und Hofdamen beteiligten sich eifrig am Tanze und so fand auch der Bauern doktor Gelegenheit mit Prinzessinnen und Hofdamen sich im fröhlichen Reigen zu drehen.

Als sich im Jahre 1893 der Erbgroßherzog Wilhelm von Luxemburg mit der Prinzessin Maria Anna von Brazana, der jetzigen Großherzogin Regentin von Luxemburg, vermählt hatte, kam das neu vermählte Ehepaar nach Hohenburg. Wir veranstalteten wieder einen Huldigungsfestzug in kleinerem Maßstabe, übergaben ein sinniges Hochzeitsgeschenk und mir fiel die Aufgabe zu, die Festrede zu halten. Ich habe viel im Leben gesprochen, bin nicht verlegen, aus dem Stegreife zu sprechen, aber bei gewissen Anlässen muss man sich doch genau an den Wortlaut einer wohl gesetzten Rede halten. So auch da, als ich nicht in plumpen Worten den Wunsch der Gemeinde für eine blühende Nachkommenschaft zum Ausdruck bringen wollte. Ich sagte im Laufe der Rede: „Möchten bald die herrschaftlichen Räume dieses Schlosses von frohen Stimmen widerhallen, welche in unseren Herzen Akkorde jener Gefühlstöne erklingen lassen, mit welchen eine glückliche Kinderzeit sie besaitet hat.“ Es ist ein prophetisches Wort gewesen, 6 reizende Prinzessinnen sind der glücklichen Ehe entsprossen, zur Freude der Großeltern, der Eltern und allen dem großherzoglichen Hause nahe stehenden Lenggriesern.

An einem Neujahrmorgen, da ich als Arzt Glück wünschend am Krankenbette der in Wiedergenesung befindlichen Prinzessin Maria erschien, überreichte mir dieselbe tränenden Auges und mit Dankesworten das vom Herzoge von Anhalt erbetene Ritterkreuz des anhaltischen Bauernordens. Am Krankenbette lernte ich manche hochfürstliche Persönlichkeit kennen, so die Königin von Dänemark, die distinguierteste Erscheinung einer Dame, die ich je im Lebe gesehen, die Königin von Württemberg, die Fürstin von Waldeck, welche beide ich ärztlich zu beraten hatte, und viele andere. Wiederholt wurde ich auch von dem Herzoge Ernst II nach Hinterriss gerufen und, wenn er mir am Wege begegnete, sofort hielt er an und erkundigte sich nach mir. Es sind unvergessliche Stunden, die ich in dem Jagdschlösschen Hinterriss an der Tafel zur Seite der lebenswürdigen Frau Herzogin sitzend und nach der Tafel in heiterem Geplauder mit dem Herzoge und dessen Jagdgesellschaft verbrachte.

Ernst war bekanntlich ein vielwissender, vielgereister, hochintelligenter, aber auch etwas eigentümlicher Herr, der, wenn es sich um eine jagdliche Angelegenheit handelte, keinen Spaß verstand. Kommt einmal der Generalpostmeister Stephan als Jagdgast und schießt am 2. Tage dem Herzog einen Vierzehnder weg. Er sandte seinen Kavalier: „Der Malefiz Reichsposthausknecht soll machen, dass er heimkommt“ ließ er Stephan sagen und die Jagdgastfreundschaft hatte ein Ende. Rieser, der herzogliche Wildmeister, ein in seiner Jugend berühmter Wilderer, der sich in späteren Jahren die Allüren eines Kavaliers angeeignet hatte und eine für seinen Beruf außerordentlich geeignete Persönlichkeit war, war des hohen Jagdherrn Liebling, und dieser war durch die schwere Erkrankung Riesers um so mehr betroffen, als er Rieser schwer leiden sehen musste. Rieser war ein angehender Fünfziger und litt an Paralyse (*Lähmung*). Der Herzog glaubte, Rieser sei vergiftet worden, eine Annahme, welche ich sofort zu

berichtigen versuchte. Rieser starb, als der Herzog eben nach Jagdschluss nach Coburg zurück gekehrt war und ich erhielt telegraphisch von Coburg aus die Todesnachricht mit dem Auftrage, mich sofort nach Hinterriss zu begeben. Ich beeilte mich, dem herzoglichen Auftrage nachzukommen und vollzog die Sektion unter primitiven Verhältnissen unter Assistenz eines Jägers, während ich meinem Kutscher das Protokoll diktierte. Drei Tage nach Absendung des Berichts nach Coburg kam ein höchst eigenhändig adressierter Brief des Herzogs, enthaltend das Ritterkreuz des sachsen-ernestinschen Hausordens nebst Begleitschreiben, worin der Herzog dankte und insbesondere die wissenschaftliche Haltung des Sektionsberichtes, den er jedenfalls seinen obersten Medizinalbeamten vorgelegt hatte, rühmend betonte.

Die Zeit rückte heran, wo ich an der Tour zum Bezirksarzte war. Ich wurde seitens des Medizinalreferenten der Regierung gedrängt, mich um eine Stelle zu bewerben und so erhielt ich mit 1.1.1885 das allerhöchste Dekor meiner Anstellung als Bezirksarzt I. Klasse in Berchtesgaden, für welche Stelle in Anbetracht der öfteren Anwesenheit des Regenten und anderer hoher Herrschaften die Wahl als eine besonders heikle Sache seitens des Ministers Baron v. Feilitzsch erachtet worden war.

III. Lenggries. Die Verhältnisse der ärztlichen Praxis im Isarwinkel

Aus dem vorhergehenden Kapitel geht schon hervor, dass die Verhältnisse für den Arzt in vieler Hinsicht günstig lagen und auch Anregung gaben, tüchtig zu arbeiten, sich fortzubilden und mit den Errungenschaften auf allen Gebieten der Medizin sich vertraut zu machen. Man musste überall zugreifen und in den zwanzig Jahren waren es, abgesehen von Geistesstörungen, nur 4 Fälle von Erkrankungen des Zentral-Nervensystems, die unbedingt der Anstaltsbehandlung bedurften und auch geheilt wurden, ein Fall von inoperablem Gebärmutterkrebs und ein Fall von multipler Knochentuberkulose, den ich zur Behandlung mit Tuberkolium Kochii (*das von Robert Koch entwickelte vermeintliche Heilmittel Tuberkulin*) der Chirurgischen Klinik in München überwies. Der Unglückliche kam in verschlimmerten Zustande zurück, ich musste ihm den linken Oberarm abnehmen und ließ ihn sterben, als die Notwendigkeit der Amputation eines Beines in Aussicht stand.

So glatt die Verhältnisse in Bezug auf das Hilfe suchende und dem Arzte voll vertrauende Publikum lagen, so beschwerlich war andererseits die Ausübung der ärztlichen Praxis. 6 Jahre versuchte ich dieselbige zu Fuße zu bewältigen, oft spät in der Nacht zurückkehrend, dann schaffte ich mir ein Fuhrwerk an. Die weiten Fahrten in den tiefen Gebirgstälern der oberen Isar, der Riss und der Jachen bei Schnee, Sturm, Kälte mitten in der Nacht prägen sich dem Gedächtnis des Arztes unverlöschbar ein. Als ich das Fuhrwerk angeschafft hatte und nachts mit brennender Laterne fuhr, war diese Erscheinung anfänglich den Lenggriesern so neu, dass ich mehrmals bemerkte, dass Personen, die noch unterwegs waren, andächtig zur Seite traten und sich bekreuzten in der Meinung, es handle sich um eine Provisur (*Versehgang zur Aussegnung Sterbender*).

Die Winter waren bezüglich des Schneereichtums außerordentlich verschieden. Einmal, Ende der 80-er Jahre, konnte man in Lenggries vom 15. Oktober bis zum 15. April, das ist ein volles halbes Jahr hindurch, mit dem Schlitten fahren, während in einem anderen, staubreichen Winter nur an 3 Tagen der Schlitten benutzt werden konnte. Bei der letzten dieser Fahrten hätte ich fast zu Fuß nach Hause wandern müssen, so schnell schmolz der lockere Schnee in der Frühjahrssonne. In der Hinterriss begegnete ich Schneehöhen auf der Straße bis zu 2 Metern. Die Straße war derartig ausgefahren, dass an ein Ausweichen oder Vorbeifahren nicht zu denken war. Man musste aussteigen, die Schlitten zur Seite heben, die Pferde in den tiefen Schnee hinaus waten lassen, wenn man zufällig einem anderen Fuhrwerk begegnete oder vorfahren wollte. Einmal war die Hinterriss, es war in den 70-er Jahren, 6 Wochen lang von allem Verkehr abgeschnitten, man hatte sich ungenügend mit Mehl versehen und das Brot ging aus. Da mussten die Rüstigen der männlichen Bevölkerung sich auf den Weg machen und streckenweise sogar das Bachbett des Rissbaches bzw. den Bach selbst als Weg benutzen. 2 Franziskaner

beteiligten sich an der Expedition, die nicht abging, ohne dass ein Teilnehmer sich mehrere Zehen erfror.

In den trogartig ausgefahrenen Straßen suchten sich die Hirsche die Heubüschel, welche die Heufahrer von Wallgau verloren hatten, und kam man mit dem Gefährte des Weges, so trotteten wohl ein bis zwei Stück $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Stunde lang vor dem Gaul her. Einmal ereignete es sich, dass der Wegmacher in Winkel einen stattlichen Hirschen in tiefem Schnee hilflos antraf. Das den Wegmacher begleitende Söhnchen durfte auf dem Hirsch reiten. Dass in Vorderriss ein Sterbender „propter multitudinem nivinus providi non potuit“ (*wegen viel Schnee nicht versorgt werden konnte*) berichtet das Lenggrieser pfarramtliche Sterbebuch. Mit einem alten Ochsensitzer (*Ochsensitz ist ein kleiner Weiler bei Vorderriss*), dessen Anwesen zur Pfarrei Jachenau gehörte, und der in einem besonders schneereichen Winter starb, wo der Leichentransport über Langeneck zu beschwerlich schien, machte man kurzen Prozess. Man sägte die gefrorene Leiche mitten entzwei (Prof. Rüdiger war also keineswegs der Erfinder der Gefrierschnitte) und trug die zwei Hälften auf Kopfkrazen über den Berg zur Begräbnisstätte.

Als Forstmeister Friedrich in Vorderriss heiratete, musste er auch mit dem Floß nach Tölz fahren – der Landweg war durch Schnee gesperrt – und sein Bräutchen, eine liebenswürdige hochgebildete Dame, dann von Mittenwald wieder per Floß in das neue Heim bringen. Im Januar war es dagegen einmal so warm, dass am 27., als ich die Lenggrieser Brücke passierte, ein Handwerksbursche unten in den Auen stand, sein Hemd in der Isar gewaschen hatte, und nun so lange in seinen Hosen mit entblößtem Oberleibe auf und ab ging, bis das an den Stauden hängende Hemd getrocknet war. Die Alten erzählten sich, man habe einmal am Gertraudi-Markt (17. März) in Tyrol Jungvieh gekauft und dasselbe auf der Rauchenbergalm freigelassen. Das Frühjahr fiel so gut aus, dass das Vieh seine Nahrung fand und keinerlei weiterer Pflege bedurfte. Dagegen erzählt man sich, dass die Lenggrieser – es muss wohl schon im 16. oder 17. Jahrhundert gewesen sein oder noch früher – am Markustage (24. April) mit dem Kreuze zur Pfarrkirche in Gaißbach wallfahrteten und hierbei über den Harsch (die gefrorene Oberfläche des Schnees) über alle Zäune hinaus gehen konnte. Das Frühjahr kam dann aber rasch, und das Jahr soll sich durch Fruchtbarkeit besonders ausgezeichnet haben.

Im allgemeinen ist das Klima des oberen Isartals rau und dem Feldbau wenig günstig. Mit dem Obstbau dagegen und mit der Bienenzucht haben wir günstige Erfahrungen gemacht. Das raue Klima bedingte die für den Arzt recht bemerkenswerte Erscheinung des raschen Verlaufs der Lungentuberkulose. Ich sah keinen Fall, der nicht innerhalb $1\frac{1}{2}$ Jahren zum letalen Ende gelangt wäre. Lenggries liegt gegen Norden vollkommen offen, und so wird das Tal von heftigen Lokalwinden durchströmt, die z.B. in Berchtesgaden vollkommen fehlten. Mehr als einmal bedingte es die Masse des Schnees und schlechte Wegverhältnisse, dass ich zu einem einzigen Besuche in Hinterriss – gewöhnlich handelte es sich um einen Unglücksfall eines armen Arbeiters oder sonst um eine schwere Krankheit – nahezu 24 Stunden brauchte, Tag und Nacht auf dem Schlitten saß, während der Gaul seine sämtlichen Eisen abstreifte. Ja, einmal musste nachts von Vorderriss ab der Knecht des Forstmeisters mit Laterne, Axt, Säge und Schaufel vorangehen, um allenfalls Bäume, die der Wind gebrochen hatte, abzusägen, und die Schneewächten aus dem Wege zu räumen. Es ging aber doch besser als man dachte. Ich kam morgens drei Uhr an ein Sterbebett, nur um erklären zu müssen, dass da alle menschliche Kunst zu Ende sei. Auf der Rückkehr von einer beschwerlichen winterlichen Fahrt nach Hinterriss – ich musste zwei Fuhrwerke benutzen – war unter Tags Wärme eingetreten. Das Pferd brach bei nahezu meterhoher Bahn immer wieder durch und morgens 3 Uhr erreichte ich endlich, nachdem der treue Gaul alle Eisen verloren hatte, wieder den heimatlichen Herd.

Freilich, die Pracht der Winterlandschaft, wunderbare Abendstimmungen, ein herrlicher Morgen, schöner klarer Himmel, rauschende Wasserfälle, magische Erleuchtung der Berge entschädigten den Naturfreund wieder für alle Mühe und ließen die Strapazen erträglich erscheinen. Das Übernachten in Bauernhäusern oder in Wirtshäusern hatte ich ein für alle mal verschworen, nachdem ich einmal in der Jachenau das zweifelhafte Vergnügen durchgekostet hatte, in der „guat'n Kammer“ unter einem vollgestopften Federbett eine Nacht

durchzuschwitzen. Lieber saß ich auf meinem Schlitten und fuhr so spät es sein mochte nach Hause, um mich dort noch einige Stunden ins Bett zu legen. Einen kräftigen Körper erforderte das Waten durch den tiefen Schnee, denn nicht immer konnte man mit dem Fuhrwerk an die Behausung der Kranken kommen. So brauchte ich einmal in der Jachenau in spätesten Nachtstunde, und obwohl ein kräftiger Bursche vorwatete, zu einem $\frac{1}{4}$ stündigen Wege nahezu eine Stunde, ein andermal zu einem 8 Minuten weiten Weg über den Isargries nahezu $\frac{3}{4}$ Stunden, bei jedem Schritt bis zur Leibesmitte in den Schnee versinkend. Die Isar aber überquerte ich durchs Wasser watend, um mir den weiten Rückweg über die Isarbrücke zu ersparen, und bei einem Krankenbesuche in Gaißbach traversierte ich den übergetretenen Tratenbach bei Eis und Schnee bis zu den Oberschenkeln im Wasser watend. Ich mochte den Kranken nicht vergebens warten lassen. Für die Winterstrapazen bot der Sommer Entschädigung durch Bergwanderungen und durch die Gelegenheit, dem Fischsporre zu obliegen. Es gibt kaum Schöneres, als über die Felspartien des Ufers der Walchen zu klettern, den Forellen und Aeschen nachzustellen, nichts Aufregenderes als der Fang des Lachses der Donaugewässer, des Huchen in der Isar. Die günstigste Fangzeit für die Fische war der Herbst, die ruhigste Zeit der ärztlichen Praxis.

Meine ärztliche Praxis führte mich nicht nur in das obere Isartal und dessen Seitentäler, sondern auch nach Partenkirchen, Garmisch, Dietramszell, in die Gegend von Miesbach und Tegernsee. Der damit verbundene enorme Zeitverlust hieß mich aber, so weit entlegene Fälle abzulehnen und mich mehr auf das nahe liegende Gute zu beschränken. Als ich einmal nach Höllenstein bei Eschenlohe gerufen wurde, saß ich 16 Stunden mit Relais (*untätig*) auf dem Wagerl.

Einige Fälle aus der Praxis hier mitzuteilen, dürfte dem geneigten Leser wohl interessant sein. Eines Tages saßen wir in Gesellschaft auf der Post, als die Meldung eintraf, in Fall hätten 2 Männer, ein Bayer und ein Tyroler, sich schwere Stichverletzungen beigebracht. Das war etwas nahezu Unerhörtes, denn der Isarwinkler greift im Geraufe niemals zum Messer. Der bereitgestellte Zweispänner nahm mich und den Geistlichen auf, der, sein Viaticum (Reisegeld) bei sich tragend, auf dem ganzen 2-stündigen Wege kein Wort sprach. Auf dem Rücksitze saß der Meßner mit der Laterne. Auf dem Bocke neben dem Kutscher der „Herr Kommandant“. Der Hergang der traurigen Affäre war in kurzem folgender: Zwei Holzarbeiter, ein Bayer und ein Tyroler, gerieten in Streit, der ausser dem Wirtshause ausgetragen werden sollte. Vor der Türe zog der Tyroler das Messer, stach 3 mal nach dem Kameraden, zwei Stiche verursachten unbedeutende Verletzungen, einer eine schwere Bauchwunde. Unter dem Rufe: „Ich hab' mein Teil, nun sollst du auch den Deinen haben“, zog nun der Bayer das Messer und stach dem Tyroler ins Herz.

Im Wirtshaus lagen so im Massenquartier der Flößer ein Leichnam und neben ihm ein Schwerverletzter, der seinen Blick von dem Toten kaum abwandte und sich in lauten Klagen der Reue über seine Tat erging. Ich sah, dass die Gedärme aus dem Leib gequollen waren und, da ich voraussichtlich lange zu tun hatte, ersuchte ich den Geistlichen seines Amtes zu walten und seine Sache tunlichst kurz zu machen. Den Toten ließ ich sofort hinaus schaffen. Als ich nun an die genauere Untersuchung ging – es assistierte mir ein zufällig anwesender Stallmeister – fand ich eine penetrierte (*tief eingedrungene*) Bauchwunde im linken Hypochondrium (*Oberbauch*), aus welcher der größere Teil der dünneren Därme gequollen war. Die Gedärme waren an wenigstens zwölf Stellen zerschnitten und mit dem Darminhalte waren auch zwei lange Spulwürmer ausgetreten, welche träge auf dem Darmkonvolut (*Geschlinge*) sich hin und her wälzten. Ein für den Augenblick schauerlicher Anblick.

Ich reinigte und desinfizierte so gut es ging – es war noch zur vorlisterischen (*nach Joseph Lister*; „Vater der antiseptischen Chirurgie“) Zeit – vernähte sorgfältig alle Därme, wusch und reinigte wieder, chloroformierte sodann und brachte die Gedärme in die Bauchhöhle zurück, welche ich mit festen Nähten unter Einlage eines Drainagerohres schloss. An eine Erweiterung der Bauchwunde und genaue Untersuchung der tiefer liegenden Organe war bei dem damaligen Stande der Chirurgie nicht zu denken. So entging es mir, dass auch die Harnblase verletzt war und dass sich Harn in die Bauchhöhle entleerte. Für den Augenblick befand sich der Verletzte nach der 2-stündigen Operation ganz leidlich, bald aber stellten sich die Zeichen von

akuter Bauchfellentzündung ein, welcher er am 2. Tag erlag.

Ein sensationeller Fall war ferner die den kgl. Hofjagdgehilfen Kracher betreffende Wildereraffäre. Kracher, der bei Ausübung seines Berufes von dem ertappten, tiefer stehenden Wilderer angeschossen war, hatte eine äußerst schwere Verletzung davongetragen. Die Kugel war am 1. oberen Dammbeinrande eingedrungen, durchquerte die Bauchhöhle und drang schließlich durch das Zwerchfell in den Brustfellsack ein. Auf eine, wenn auch unbedeutende Verletzung des Darmes oder des Magens schien eine in den ersten Tagen des Krankenhausaufenthaltes auftretende Brechneigung hinzudeuten. Vielleicht war aber nur die Verletzung des Bauchfells Ursache dieser Erscheinung. Fieber und Entzündungen traten nicht auf. S. k. H. der Prinzregent, interessierte sich sehr für den ihm wohlbekanntem Hofjagdgehilfen und sandte seinen Leibarzt Dr. Halm nach Lenggries, der indes nichts weiter anzuordnen hatte, da alles über Erwarten gut zu gehen schien. K. bekam bald Appetit, der Bluterguss im Brustfellraum wurde resorbiert, das Abdomen war weich, die äußere Wunde heilte. Nach etwa 7 Wochen gestattete ich derbere Kost und K. vertrug selbe anstandslos. Er konnte das Bett verlassen und machte Ausgänge. Am 60. Tage nach der Verletzung wurde K., im Begriffe einen Spaziergang zu unternehmen in der Nähe des Krankenhauses von Schmerzen und heftigem Unwohlsein überfallen und musste umkehren. Ich berichtete telegraphisch nach München, dass zweifellos eine sogenannte Perforationsperitonitis, eine Entzündung des Bauchfelles infolge Durchbruches des Darmes vorliege und dass äußerste Lebensgefahr vorhanden sei. Hofrat H. kam im Auftrage des Regenten wieder und nahm an dem Sterbenden noch eine eingreifende Operation vor in der Meinung, es müsse im Becken eine Eiterung vorhanden sein, die von mir vorgenommene manuelle Untersuchung hatte aber negatives Resultat ergeben, und so konnte ich mit der Operation mich von vornherein nicht einverstanden erklären. K. starb, die Sektion ergab, dass der Dünndarm gequetscht worden war, und dass eine etwa 5 Pfennigstück große kreisrunde Partie unter aseptischen Verhältnissen und deshalb brandig geworden war und sich abgestoßen hatte. Die tödliche akute Erkrankung war die unausbleibliche Folge dieses dem ärztlichen Beobachter nicht erkennbaren Vorganges.

Einmal wurde ich wieder nach Fall gerufen, wo man einen Handwerksburschen blutend nachmittags im Bette vorgefunden hatte. Der Betreffende hatte versucht, sich durch einen Revolverschuss das Leben zu nehmen, die Kugel war unter dem Kinn eingetreten, hatte die Zunge, den harten Gaumen, die Nasenhöhle passiert und war, wie eine partielle Augenlähmung erkennen ließ, in der linken Augenhöhle stecken geblieben. Der Handwerksbursche wurde ins Krankenhaus nach Lenggries verbracht. Behandlung exspektativ konservativ (*abwartend erhaltend*), Heilung in etwa 10 Tagen.

Schwere Maschinenverletzungen, Kreissägeverletzungen, gingen dem Krankenhaus oft von dem Sägewerk und der Papierfabrik Fleck zu, bei den Holzarbeitern und Flößern handelte es sich zumeist um Frakturen und Luxationen (*Ausrenkungen*), auch Rückgratsverletzungen, Beckenbrüche u.s.w. Eines Tages wurde ich zum Klasenbauer in Schlegldorf gerufen. Er hatte immer „schiefohrige“ Pferde, mit denen er manchen Strauß erlebt hatte. Diesmal aber waren sie durchgegangen, der Bauer war unter die Räder geraten und diese hatten ihm einen großen Triangel mit breiter Basis nach dem oberen rechten Augenrande und dem Ohre zu vom Kopfe geschält. Der Bauer hätte den Arzt nicht rufen lassen (!), wenn nicht der Abdecker des Morgens gekommen wäre und gesagt hätte: „Dös geht fei net so, da muaßt scho an Doktor ham“. Ich reinigte alles sorgfältig vom Staub, Schmutz, Kopfhaaren und sonst eingedrungenen Verunreinigungen und suchte den Skalp wieder auf den richtigen Platz zu etablieren. Ich nähe und nähe, aber ein gutes Stück fehlt. „Ja, wie ist denn das? Da geht's mir nit recht aufeinander.“ „Woaßt Doktor, der Zipfel is mer über's Aug neig'hängt und hat bluat, so dass i nix mehr g'seng hab. Bäurin geh her, hab i g'sagt, nimm d' Scher und schneid's weg.“ Die Sache war aufgeklärt, die Heilung erfolgte in eben so vielen Wochen, als sie sonst Tage gebraucht hätte. Aus diesem Geschichtchen geht hervor, wie hart die Isarwinkler, im Bauernstande echte Nachkommen der Germanen, gegen sich selbst waren, wie sie die heftigsten Schmerzen mit größtem Gleichmut ertragen, gerade so wie der Friese, der Holsteiner, der Norweger.

Kam eines Tages die alte „Kalaschi“ (Scholastika), eine grobknochige Sennerin, ins

Krankenhaus. Ich bemerkte, dass an einem ihrer Füße die kleine Zehe fehlte. „Kalaschti, was ist Dir denn da passiert?“ „A mei, die Kuh ist mir auf der Alm auftreten und da hat's der Günter mit dem Messer wegg'schnitten.“ --- Dem Altanderlbauern fehlte, als ich ihn eines Tages besuchte, ein Auge. Ich frug. „Im heurigen Summa is' mir a mal ausg'runna.“ Man denke nur an die wahnsinnigen Schmerzen einer Panophthalmie (*Augenvereiterung*)!

Ein junger Bauer, ein findiger Bursche und leidenschaftlicher Jäger, besaß einen Hinterlader. Um diesen weittragender zu machen, zerlegte er die Patronen und füllte mehr Pulver hinein. Er schießt auf einen Hirschen, der Verschlussbolzen wird nach rückwärts hinaus geschlagen und dringt wie ein Keil so in das rechte Jochbein ein, dass er zunächst fest darin stecken blieb. Unser Bauer aber fasste herzlich das vorstehende

Ende und rüttelte solange daran, bis er es glücklich heraus hatte. Dann ging er ein paar Stunden weit nach Hause und ließ mich rufen. Es fand sich eine für den kleine Finger gut durchgängige Kommunikation zwischen äußerer Haut und Nasenrachenraum vor, so dass der Bauer hindurch atmen konnte und dass anfänglich Speisen bei der äußeren Öffnung zum Vorschein kamen. Durch Tamponade heilte die Fistel bald aus und der Bauer erfreute sich der erfolgreichen Kur.

Dieser Bauer ist übrigens ein ingenieüser Erfinder, nur leider kein Industrieller oder Kaufmann. Seine Lieblingsbeschäftigung war von jeher die Ausübung der Schmiedekunst. Er erfand ein Werkzeug zum Schälen der im Saft gefällten Bäume, eine Vorrichtung zum Bremsen schwer beladener Schlitten, eine rotierende Egge und mehr. Seine Erfindungen fanden Beachtung, ja er schaffte sich sogar einen Motor an. Aber im Sommer musste er bauen, im Winter wurde geschmiedet und so konnte er mit dem geringen Vorrat seine Kundschaft nicht befriedigen. So sitzt er heute noch weitab von der Bahn auf seinem einsamen Hofe und erfindet weiter. Er war der erste Bauer, in dessen Stube ich einen Schreibtisch antraf. Vor einigen Jahren besuchte er die Berliner landwirtschaftliche Ausstellung und fand großes Genügen daran. Aber mit den Bierverhältnissen war er gar nicht zufrieden. „Da stellen's dir so Gläser hin, oben weit, unten spitz. Da wo a Bier nei gang, da is lauter Schaum und unten hast koa Bier drin. Da hab i mi glei wieder durch gmacht.“

Ein Kerl wie Eisen war ein Bauernknecht, der Fäustlmandl. Der ging den ganzen Winter hindurch barfuß, seine Wärmeökonomie bestritt er aber auch durch unglaubliche Quantitäten Nahrung. Eines Tages kam er auf eine Alm. Die Sennerin setzte ihm einen dreimäßigen Weidling (*große Rührschüssel mit Henkel*) Milch, einen Butterwacke mit 5 – 6 Pfund und einen Laib Brot vor. Ehe sie sich umsah, hatte der Fäustlmandl alles vertilgt und sagte „Gelt's Gott!“ Die Sennerin hatte gemeint, er würde nur soviel essen, wie ein gewöhnlicher Mensch. Bei einem Bauern kamen die Dienstboten zu spät zum Essen. Der Fäustlmandl hatte inzwischen die ganze Ration für 5 oder 6 Dienstboten verzehrt. --- Ein abgehärteter Mensch war auch der alte Lüdwebauer. Er trank gerne Schnaps und schlief seine Räusche im Winter häufig draußen im Schnee liegend aus. Er hätte länger gelebt, wenn er nicht eines Tages berauscht über die Stiege herabgefallen wäre und sich den Halswirbel gebrochen hätte.

Ebenso war der alte Christophbauer ein Original, das nie unbezopft nach Hause gehen konnte. Es war Spätherbst, ein feiner kalter Regen rieselte stetig vom bedeckten Himmel herab. Wir hatten eben die Wasserleitung gebaut. Der Christophbauer verfehlt auf dem Heimweg ein Brücklein, gerät mit den Füßen in den engen Überlaufgraben der Quelfassung mit ihrem frischen Wasser. Niemand hört ihn. So bleibt er liegen, bis es Tag wird. Ich werde gerufen. Ein bisschen Kartharr war bei dem 70-Jährigen die einzige Folge des Abenteuers.

Der alte Meßner, der reichste Bauer in der Jachenau, war schon ein Achtziger, da ließ er noch nicht von seiner alten Gewohnheit, im Winter barfuß zu dem vor seinem Hause stehenden laufenden Brunnen zu gehen und bloßfüßig auf dem Eise stehend, sich zu waschen. Er bekam einen Mittelohrkatarrh mit Schmerzen, ließ mich rufen und war höchlich erstaunt, al ich ihm erklärte, die Ursache seines Leidens könne nur die bei seiner Gewohnheit erlittene Verkältung sein.

Der Goisenblasi war ein renommierter und nicht ungefährlicher Wilderer, der an jener im Isartale unvergesslichen Floßfahrt der Wilderer teilgenommen hatte, bei welcher davon 2 erschossen wurden. Eines Tages erhält er einen Schrotschuss ad podicem (in den Hintern). Der

Jäger hatte ihn nicht sicher erkannt. Um nun zu beweisen, dass er's nicht gewesen, geht er am nächsten Sonntag stramm zur Kirche. Das Verhängnis ereilte ihn aber in der Jachenau auf der Luitpolder Alm. Der Jagdgehilfe H. sitzt auf einem Schlege und plattet auf Rehböcke. Wer springt an, der Blasi! Ein kurzer Anruf, die Büchsen fliegen an die Wange, 2 Schüsse, der Blasi läuft davon. Hundert Schritte davon stürzt er mausetot zu Boden. Ein Schrot hatte ihm den Ringknorpel (*im Kehlkopf*) zerschmettert, ein Glottis-Ödem (*Stimmritzen-Schwellung*) ihn erstickt. --- Ein anderer bärenstarker Wilderer war der Müllerwastl. Als dieser eines Tages ins Krankenhaus kam und ich ihn mit der Hose im Bette liegend antraf, frug ich, ob er nicht wisse, dass das hier nicht gestattet sei. „A mei, wegen a paar drei Tag hab i mir denkt, is gar nit der Müah wert, dass i mi ausziag.“

Die Weiber waren aber nicht minder hart gegen sich. Eine Flößerin erzählte mir, wie sie einmal mutterseelenalleine entbunden habe. Die Schere zum Durchschneiden der Nabelschnur hatte sie auf den Tisch gelegt. Die Geburt erfolgte auf der Ofenbank. Auf allen Vieren kroch sie, das Kind in ihren Rock gewickelt zum Tisch und trennte es eigenhändig von ihrem Leibe. --- „Diandl, mera kannst Dir niemals dersparn, als wennst Dir koan Doktor kommen lasst“ sagte eine alte Flößerin zu ihrer Tochter. Sie war aber auch gefühllos gegen ihre Kinder, deren sie übergenuß zur Welt brachte. „Alt g'nua war'n s“ sagte sie, wenn man wieder eines von der Taufe heimbrachte. Die Taufe musste immer sogleich vollzogen werden, es mochte regnen, schneien, wettern wie es wollte. Das war so herkömmlich. --- Eines Tages wurde ich zu einer Zimmermannsfrau aus Fleck geholt, ich sollte rasch kommen, ein schwerer Fall. Man hatte gleichzeitig den Geistlichen bestellt zur Provisur (*Aussegnung Sterbender*), der Mann, der über eine Stunde weit weg in Arbeit war, musste gleich heimkommen. Was war's? „Der Gockl hat's in d' Wadl packt“. Schock! Ohnmacht!

Wie nun die Leute hart gegen sich waren, so waren sie auch klar in der Beurteilung ihrer Lage. Wie oft hörte ich, dass alte Leute sich den Tod herbei sehnten und sagten: „Hat mi denn der liebe Herrgott ganz vergessen?“

--- Als ich den Ofner Kaspar, der an Tuberkulose litt, besuchte, sagte er: „Herr Doktor, jetzt dauerts nimmer lang, 3 Tag no, s'Nasnspezl is scho eiskalt“. Das war wirklich der Fall. Kaspar starb am 3. Tage. --- In einer Familie, erzählte man sich, starben deren Mitglieder alle leicht, ohne besonderen Todeskampf. Ein alt gewordener Junggeselle war schwer krank geworden und sagte zu seinem im Stübchen anwesenden Bruder: „Geh, sei so guat, zant's Liacht (*Sterbekerze*) o, i ziach' (*letzte Züge*)“. „A mei, Bruada, Du sirbst no nit“ tröstete der Bruder. „Zum Deifi, wenn dös no nit Zog'n is, na woass i's nit“. Er wandte sich zur Seite und starb.

Der Stephelhenerl, ein alter armer Flößer, sollte nach dem Willen seiner Frau halt schon lang gestorben sein, ehe er der Alten wirklich den Gefallen tat. Da sandte sie auch wieder einmal nach dem Benefiziaten von Hohenburg und zündete das Licht (*Sterbekerze*) an. Der Benefiziat sah, als er kam, dass die Sache noch nicht soweit war und sagte zur Stephelhenerlin: „Derfest di net fürchten, der stibt no nit“. „Was“, entgegnete entrüstet die alte Flößerin, „nöt sterb'n – ffff's – glei d's Liacht aus!“ --- Als die alte Moritzenbäuerin am Sterben war, da sandte der Bauer um den Geistlichen. Er aber stellte sich mit seinem „Geigei“ zu Füßen des Bettes und spielte seiner Mariandl noch einen auf. Der Cooperator (*Hilfsgeistlicher*) schlug, als er kam, die Hände über dem Kopf zusammen, was denn dem Moritzenbauern in so ernster Stunde einfalle. „O mei, Herr Coprator, d'Mariandl hat's Geigei alleweil so viel gern g'hört, und da hab i mer denkt, es könnt ihr halt jetzt a no a Freid macha“.

Von einem alten Flößer, dem Nießler aus Anger, war schon einmal die Rede. Wie Philemon und Baucis lebte er mit seiner Alten kinderlos in einem bescheidenen Hause in Anger zusammen. Er starb, indem er unter Beihilfe seiner Frau nachts aus dem Bette steigen wollte und leblos vom Schlege getroffen zusammenfiel. Die Alte konnte ihn nur soweit noch auffangen, dass sein Haupt in ihrem Schoße ruhte. So, gleich einer alten Pietà, harrte sie stundenlang in stummer Resignation, bis das Tageslicht anbrach und eine Verwandte ihr zur Hilfe kam. Diese war eine stocktaube alte Person. Als nun bald darauf die alte Nießlerin vom Schlege getroffen wurde, stürzte sie von der Ofenbank auf den Stubenboden hinab. Das alte „Anni“ hob sie mit Müh und Not wieder auf die Bank, sandte jemand nach dem Doktor und ging ruhig ihrer Arbeit

nach. Als ich des Morgens kam, lag die gute Niestlerin röchelnd wieder auf dem Boden. „Jessas, jetz is' ma oba g'folln“ jammerte das Anni ohne sonderliche Aufregung.

Ein krasser Fall von Puscherei kam einst in meine Behandlung. Es handelte sich um einen Wirt in Finsterwald bei Gmund am Tegernsee, dem das Pferd durchging. Er sprang von seinem Wagen herab, luxierte (*ausrenken*) sich hierbei das linke Sprunggelenk, der innere Knöchel bzw. die beiden Unterschenkelknochen durchbrachen, ohne gebrochen zu sein, eine breite Wunde an der Innenseite des Sprunggelenkes und bohrten sich in den weichen Rasen einer Wiese ein. Anfängliche Behandlung durch einen Bader, dann wurde eine in der Miesbacher Gegend renommierte Puscherin, die sogenannte Laufnerin, gerufen. Sie umgab den Unterschenkel mit einem Papierverband, der mit einer Art stinkendem Vogelleim bestrichen war. Bald verseuchte das Gelenk, eine Phlegmone (*Weichteilentzündung*) breitete sich im Zellgewebe des Unterschenkels aus, und als ich in der größten Not gerufen wurde, da begrüßte mich schon an der Haustüre des großen Gasthauses ein infernalischer Gestank. Ich rief sogleich Hofrat Dr. Jungmeyer von Tölz ins Consilium (*Beratung*) und wir kamen darin überein, von einer Amputation abzusehen und den Verletzten in das Krankenhaus nach Lenggries schaffen zu lassen. Eine Resektion (*Entfernung*) des Sprunggelenkes, welche ich nebst ausgiebigen tiefen Spaltungen des eiterinfiltrierten Zellgewebes vornahm, führte nach längerer Zeit zu einem glänzenden Heilresultate, so dass der Wirt mit einem Stützapparat gut gehen und auch diesen später entbehren konnte. Dieser Fall hatte zur Folge, dass bald darauf ein Stationskommandant gleicher Gegend, als er eine schwere Schussverletzung des Knies im Kampfe mit einem Verbrecher erlitten hatte, sich ohne Weiteres mit Umgehung des zuständigen Garnisonslazarettes München und des Krankenhauses Tölz nach Lenggries in das dortige Krankenhaus begab, um bei mir volle Heilung zu suchen und zu finden.

In Lenggries fand eines Tages eine Hochzeit statt, wobei statt des üblichen Böllerschießens ein Maurer eine Dynamitpatrone zündete. Die Patrone schien zu versagen, und als sie der Maurer vom Boden aufhob, explodierte dieselbe in der Hand, einen rauchenden Fleischklumpen zurücklassend, während die Knochen der Mittelhand und der Finger in 100 000 kleine und kleinste Teilchen zersprengt die Haut der vorderen Körperfläche bespickten, ein Splitter aber in das linke Auge eindrang. Das Sehvermögen des verletzten Auges war sofort erloschen. Die Hand musste ich exartikulieren (*amputieren*). Die Wunde heilte rasch. Die Binde- und Lederhautwunde des Auges ebenso und es fand sich bei der Untersuchung mittels Augenspiegels eine große Netzhautablösung infolge subretinalen Blutergusses vor. Äußerlich sah man dem Auge nichts an, es blieb reaktionslos, denn die Knochentransplantation hatte sicher aseptisch stattgefunden. Ein eigentümliches, unfreiwilliges Experiment in vivo! Den Verletzten kannte man in Folge unter dem Namen „Oantazl“ (*Einhändiger*).

Ein Bauer rief mich zu seinem erkrankten Kinde, es litt an Bronchitis, und begab sich dann als Hochzeitsgast zur Trauung und zum Mahle. Nach demselben kam er, die Arznei abzuholen, ein infusum (*Verabreichung*) der Brechwurzel. Er selbst klagte über Rheumatismus und so gab ich ihm Chloroformöl mit der ausdrücklichen Weisung, ja die Arzneiflasche nicht zu verwechseln. Keine 1 ½ Stunden später kam der Bauer bestürzt wieder und klagte, dass man nun wirklich die Arznei verwechselt habe. Ich eilte zu dem Kind, das fest auf den eingenommenen Löffel Chloroformöl schlief, nachdem es sich vorher erbrochen hatte. Es erwachte geheilt. --- Der Unfug des Aderlasses spielte noch in meine Zeit herein. Alte Dienstboten benutzten noch die Zeit der „Schlenkelweil“ (*die Tage zwischen Dienstaustritt beim alten Bauern und Dienstanfang beim Neuen*) zum Aderlass, der sie berechtigte, die Mildtätigkeit des Bauern in Anspruch zu nehmen. Ich musste, wenn ich nicht als unfähiger Arzt erscheinen wollte, wohl oder übel einige Male Ader lassen. Den Unfug, dass Hochschwangere sich zur Ader ließen, hatte ich aber gar bald ausgetrieben.

In naturwissenschaftlichen Dingen waren die Alten oft recht naiv. Ich hatte einmal beim Grünwaller einen Verband anzulegen und legte mir Verbandwatte zurecht. Die alte Grünwallerin sah erstaunt die blondweiße Baumwolle an und meinte: „Dös Viech muass aber an lina (linden) Angriff ham (muss sich weich anfühlen) von dem die Woll is.“

Der Friedl in Jachenau, ein alter Bauer, den ich behandelte, ließ eines Tages „Botschaft“

sagen, ich solle kommen „un's Rasierzeug a glei mitnehma“. Er wunderte sich, als ich ihm erklärte, dass ich ihn nicht rasiere, denn erstens hätte ich's nicht gelernt und zweitens, wenn ich's könnte, würde ich als Doktor ihn nicht rasieren. „Ja so,“ sagte der Friedl, „i hab g'moant, dös miasst's alle lerna und die bessern Bader wer'n nacha Dokta“.

Die „Sucht“, die „rin-g'schoss'ne Gall“ und der „Aparstein“ waren als Krankheiten ebenso gefürchtet als seitens meiner guten Lenggrieser undefinierbar, schneller lief man aber zum Doktor, wenn man „'s Grimma“ (*Bauchweh*) hatte. Unter einem „Einnehmats“ verstand der Bauer ein Laxiermittel (*Abführmittel*), und um den Ruhm eines Doktors wäre es ein für allemal geschehen gewesen, wenn er nicht ein ordentliches Drasticum den kräftigen Söhnen der Alpen verordnet hätte, das „untersche und übersche“ wirken musste. 25 Jalape-Pillen (*drastisches pflanzliches Abführmittel*) waren das mindeste, besser aber noch ein scharfes Wienertrankl (*abführender pflanzl. Aufguss*) mit Zusatz von Coloquintentinktur (*pflanzl., harntreibend*). Rizinusöl wirkte bei Leuten, die von der Alm kamen, lange Zeit also von Schmalkost gelebt hatten, gar nicht mehr, sie besaßen eine unglaubliche Assimilationsfähigkeit für alle Fette, ja sie betrachteten das Rizinusöl geradezu als eine Delikatesse. „A na, die Supp'n is aber foad“ sagte einmal ein Kranker zur Krankenhausoberin, die ihm Rizinusöl auf heiße Fleischsuppe gab. Dagegen kamen oft italienische Arbeiter zu mir, die 100 oder 150 gr Oleum Ricini verlangten und es allenfalls mit etwas Himbeersirup gemischt ohne Weiteres mit Wohlbehagen vor meinen Augen austranken. „Il é fresco, Signore“ (*es ist erfrischend*) sagten sie. Mich verlangte trotzdem nicht nach dieser Erfrischung.

Im Gegensatz zum „Einnehmats“ bezeichnete der Bauer alle sonstigen Dekokte (*Abkochungen v. Heilpflanzen*) und Infuse (*Aufgüsse v. Heilpflanzen*) als „Medizin“. Das musste man verstehen. Dass die Fernbehandlung nicht zu umgehen war, ist jedem verständlich, der nur einigermaßen die Verhältnisse einer Landpraxis kennt. Manche Pneumonie (*Lungenentzündung*) z.B. musste bei den weiten Entfernungen mit 1 bis 2 Besuchen und einigen „Botschaften“ abgetan werden und es ging mindestens ebenso gut als in der Stadt oder in der Klinik. --- Eines Tages stellte sich aber schon morgens 3 Uhr eine Sennerin ein, die ihr Almvieh eben vorüber trieb, mit dem Verlangen, ich solle ihr doch auf die Alm was mitgeben, damit sie im Notfalle sich helfen könne. Mit prophetischem Blick gab ich ihr Sennesblätter (*mildes Abführmittel*) mit. --- Manch anderer schwerer Fall, den ich glücklich behandelte, grub sich unauslöschlich in meine Erinnerung ein, so die schwere Kopfverletzung, welche ein junger Bauer durch einen herabstürzenden Buchenast erlitt. Er war 9 Tage vollkommen bewusstlos. Später wurde er soweit wieder hergestellt, dass er ein eifriger Jäger und mehrfach noch Vater wurde. --- Aus dem Gehirn eines armen Bauernknechtes zog ich viele Tage nach der Verletzung – die nicht einhaltende Hirneiterung führte mich auf die Vermutung, dass ein Fremdkörper vorhanden sein müsse – ein 3½ cm langes kleinfingerdickes Aststück, worauf die Wunde heilte. In der Folge stellte sich aber taxonische (??) Epilepsie bei dem Unglücklichen ein. Er kehrte in seine Heimat Tyrol zurück und ich fand keine Gelegenheit mehr, operativ zu versuchen, die Epilepsie zu heilen. --- Ein Bürgersohn, bei dem man sagen konnte, Unkraut vergeht nicht, hatte sich beim Abspringen von einer Altane nächtlicher Weise selbst gespießt, da ihm ein Zaunpfahl in den After eindrang. - Heilung! --- Die ersteren dieser 3 Fälle habe ich seinerzeit in der Münchner medizinischen Wochenschrift veröffentlicht.

IV. Lenggries. Von Pfarrern und geistlichen Dingen

Dass es unter den Landpfarrern früherer Zeit Originale gab, das beweist der große Schatz der Anekdoten über dieselben, welche uns der Volksmund aufbewahrt hat. „Schnaderhüpfel“ über Pfarrer gibt es unzählige, teils recht artige, teils unartige.

In der Jachenau war ein Pfarrer, der – die Pfarrei war zwar klein aber gut, d.h. jede Funktion war erklecklich honoriert – sich selbst dahin äußerte: Nur einmal sei er umsonst (ohne Entgelt) in die Kirche gegangen und da sei er vom Gemeindestier verfolgt worden. Derselbe Pfarrer hielt's nicht mit den Wilderern, trat aber auch nicht allzu scharf gegen sie auf. In einer

Predigt äußerte er sich: „Da schießens alleweil Hirsch und Gems. Ja, wens was G'scheits davon hätten. Siedens Fleisch und essen's, statt dass' a guate Soß machten und Knödl dazu“. --- Ein früherer Pfarrer von Gaißach – oft ist's mir erzählt worden – charakterisierte in seiner Urwüchsigkeit die sozialen Verhältnisse seiner Pfarrkinder in drastischer Weise folgendermaßen: „Wenn d'r Vadder a Trunkenbold is, d' Mudder a Betschwester, der Sohn a Wildschütz und die Tochter a Hur, nacha san's echte Gaißacher, daran kenn i s““.

Ein sonderlicher Heiliger war der Benefiziat von Wallgau, früher Medizinstudierender, der in seinem Exterieur mit kurz geschorenem Barte, einem eingedrückten Cylinder und schäbigen Rocke mehr einem polnischen Juden, als einem katholischen Geistlichen glich. Mehr als einmal begegnete ich ihm früh morgens, wenn er zu den Franziskanern nach Tölz sich begab. Er ging mitternächtlicherweile von Hause fort, um morgens in Tölz zu sein. In seinem Pfarrhofe sperrte er die Haustüre zu, damit kein weibliches Wesen eindringen konnte. Er selbst aber stieg mittels einer Leiter im ersten Stock aus und ein. Er führte denn auch keinen Haushalt und lud sich abwechselnd bei seinen parochianen (*Gemeindemitgliedern*) zu Gaste, von diesen garnicht ungerne gesehen, da er in manchen Dingen Rat wusste. --- Ein anderer Kauz war ein früherer Pfarrer in Walchensee. Als einmal an Karfreitag die Klappern fehlten, „schnakelte“ er selbst am Altar mit der Zunge. Bei seinen Predigten ließ er sich gerne von einer nahen Empore aus eine Prise Tabak anbieten.

Im Klösterl zu Hinterriss hausten zur Pastorisierung der kleinen Bevölkerung des weltabgeschiedenen, romantischen Hochgebirgstales und der weit zerstreut im Sommer dort wohnenden Almleute 2 Tyroler Franziskanerpatres nebst einem Frater. Sie lebten gar bescheiden von geschenkter Butter, Schmalz und Mehl, von Schnecken und hie und da einem Stücklein Wildbret. Im Herbst schenkte ihnen Herzog Ernst II regelmäßig einen Brunfthirsch, der dann bis Weihnachten reichte. „Onkel“ Eismarch, einer der Jagdgäste des Herzogs, schickte von Kiel her wohl auch einmal einen Korb Seefische. Als einmal eine Sennerin einen Pater Schnecken sammeln sah, sagte sie: „etzt woäß i, wozu die Pater do san, zum Unziefer auffressen“. Das sparsam asketische Leben der Mönche war sprichwörtlich und ein Pfarrer behauptete, sie bräuchten den ganzen Winter hindurch für ihre eigene Beleuchtung und für das ewige Licht in der Kirche nur 1½ Pfund Lampenöl. Der Superior, daheim ein Knauser, war aber sonst ein lustiger Kumpan und avancierte später zum Lohne für seine witzige Satyre zum „Golga“-Pater in Innsbruck mit dem Officium, die zu Hängenden an den Galgen zu geleiten.

Lag die Hinterriss im Winter ganz im Schatten der Berge, so ging im Sommer die Sonne des Tages 7 mal hinter den hohen Bergzinnen auf bzw. unter. Den Salat hatten die Franziskaner immer 6 Monate früher als andere Leute, d.h. im September und wenn's gut ging, so waren bis Oktober einige Kohlrabizwerge so weit gediehen, dass man sie in die Küche nehmen konnte. Von Obstbau keine Rede. In der Brunstzeit röhren die Hirsche oft kaum 50 Schritte vom Klösterl und dem Jagdschlösschen des Herzogs von Coburg entfernt. Als einmal ein bayrischer Minister mit seinen Damen nach Hinterriss kam und an den Superi die Frage richtete, ob seine Damen nicht das Kösterl besichtigen könnten (der Minister war protestantisch und dachte wohl nicht an die strenge Klausur) antwortete der Gefragte: „Ja, wens koan Floach (Floh) ham“. Darauf verzichteten die Damen auf ihre Absicht.

Eines Tages wurde der Superi zu einer Provisur (*Aussegnung Sterbender*) auf eine Alm gerufen. Der „Stotz“ (*Almhirt*) war krank und lag jammernd unter der finsternen, niederen Dachschrägung des Heubodens seiner Sennhütte. Nach beendigter heiliger Handlung frug der Superi, was denn eigentlich fehle. „Ja der hat 's Grimma“. Der Superi kroch zu dem Kranken, befühlte seinen Bauch, der sehr aufgetrieben war und diagnostizierte eine schwere Verstopfung. „Host ka Pfeif'n und an Tabaksbeutel?“ „Wohl, wohl“, „Her damit“. Der findige Superi band nun die „Saublater“ (*Schweinsblase, die früher auch für Tabaksbeutel verwendet wurde*) des Tabaksbeutels sorgfältig an das Pfeifenrohr, füllte die originelle Klistierspritze mit Wasser, führte die Mundspitze in den After ein und - o Staunen aller Stotzen und Sennerinnen! - in wenigen Stunden war der biedere Tiroler wieder „kreuzfidel wohlauf“.

Während der langen Fasten nahmen die Patres abwechselnd Urlaub, um von den Fleischöpfen der Pfarrer in Lenggries und ihren Ordensgenossen in Tölz zu profitieren, dafür in

der Seelsorge Aushilfe leistend. Der „Thomerl“ (Pater Thomas) blieb einmal allein zurück in seinem „Klöschterl“. Nach Wochen kam endlich mal wieder der erste Wanderer in die Hinterriss, die lange durch Schnee von der Welt abgeschnitten war und berichtete, dass Papst Pius der IX gestorben sei. Der Thomerl glaubte es aber nicht, man habe es schon so oft gesagt. --- Wenn der Thomerl die Bauern aufsuchte, so wurde ihm aufgewartet, da mit einem Glasl Schnaps, dort mit einem Schalerl Kaffee. Der gute Thomerl, der niemand beleidigen wollte, nahm alles dankbar an und manchmal trabte er mit einem Räuschlein abends dem gastlichen Pfarrhofe zu. Nicht besser erging es einem neu angekommenen Cooperator, der beim „Flachssammeln“ im Winter von einem gastlichen Bauernhaus zum anderen wanderte.

Ein Lenggrieser Flößer berichtete, dass er auf seinen Fahrten nach München an Freitagen Fleisch genossen habe. „Kunnst d'r doch Mehl un Schmolz mitnehma un Nock'n kocha“ lautete die Belehrung des Hinterrisser Pfarrers. Einem Dirndl aber sagte er auf die Beichte einer diskreteren Sünde: „Wanns des nomol duast, bist a rechte Hur un er is a rechter Saumog'n“. --- Zu einem Lenggrieser Pfarrer kam einmal eilenden Schrittes ein Hüterbub gelaufen: „Sollst aufikemma auf d' Alm und d' Sennerin versechen (*segnen*) un d'Schmierbüchsen (die letzte Ölung) sollst a glei mitnehma.“ --- Ein genial veranlagter Mensch und idealer Gesellschafter war der Cooperator Eberle, späterer Domprediger in München, der gerne in Gesellschaft zur Guitarre sang und köstliche Schnaderhupferl improvisierte: „Jeder Bauernbursch, der hot sei Bauernmadl, jeder Eisenbahner hot sei Schicks, jeder Metzgerlakl hot sei Kellnerin, nur grad Unseroaner, der hot nix.“ --- Ein minder redefertiger Bauernbursch aus Lenggries, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, fasste sich in einer Weihnachtspredigt kurz dahin, es sei allgemeine Sitte, an Weihnachten Geschenke zu geben, die Lenggrieser möchten ihm deshalb heute die Predigt schenken.

Die Stangerl Urschel, eine sehr übertragene Jungfrau mit quieksender Falsettenstimme, gratulierte am Josephtag dem Pfarrer und dem Cooperator zum Namenstag und sagte. „Dös freit mi scho recht, dass all zwoa geistliche Herrn von an Handwerker (in Anspielung auf den Tagesheiligen) san un no dazua der Oa von an Schuster un der Ander von an Schneider“! --- Am „Prangatag“, „Antlass“ (*Frohnleichnam*), beteiligten sich in corpore auch der Jungfrauenverein in großem Staate und mit Kränzen auf dem Kopfe an der Prozession. Eine alte, hässliche, kropfige Jungfrau, die jedesmal voranschritt, prägte das geflügelte Wort: „Schön san's net, die alten Jungfrau, aber rar.“ --- „Um an Primiziantensegen (*Priesterweihe*) soll ma sich a Paar Schuah zerreißen“ sagten die Lenggrieser und wo nur in weiter Umgebung eine solche Feier stattfand, da zogen scharenweise auch meine Lenggrieser hin. Bei einer Primizfeier ließ der Pfarrer, um einen übermäßigen Andrang in der Kirche zu verhüten, die Kirchentüren mit Posten von Antlasschützen besetzen. Der junge schlagfertige Kollege Vogl, welcher leider in jungen Jahren der Tuberkulose erlag, wollte eintreten, wurde aber von den Posten mit den Worten: „Do derfst net eini“ zurückgewiesen. „I glaub glei gar, Du g'scherter Bauernrammel“ replizierte Vogl „Du bildst Dir was ei, weilst heit in d'r Kirchen maschera (*maskiert*) geh'n derfst.“

In Tölz findet die bekannte Leonardifahrt statt, in Lenggries der Leonardiritt. Nach demselben saßen ein Lenggrieser Bauernknecht und ein Tyroler beim Alten Wirt beisammen und stritten über den Wert des Heiligen als Viehpatron, da der Lenggrieser den Leonard, der Tyroler seinen Wendelin für den Helfer in allen Viehnöten hielt. Der Tyroler bot schließlich einen Vergleich an: „Bein Ross'n is meint wegn d'r Leonard scho recht, aber beim Kuahvieh kann er an Wendelin nöt in Arsch eini schaug“. --- Beim sogenannten „Stuhlfest“, der Verlobung vor dem Pfarrer, hält dieser das sog. Brautexamen ab, wobei er die Brautleute über die Elemente des katholischen Glaubens ausfragt. Der Bräutigam, ein junger Bauer, konnte den „Glauben an Gott“ nicht richtig aufsagen. „A mei“ entschuldigte er sich „dahoam im G'birg, do kimm i scho mit.“

Bei einer schwierigen Geburt, bei welcher ich im Zweifel äußern musste, ob das Kind lebend zur Welt gelangen könne, applizierte (*vollzog*) die Wackersberger Hebamme die Nottaufe mit den Worten: „Ich taufe Dich im Namen Gottes, des Vaters und Maria sollst Du heißen.“ Ich entwickelte das Kind vollends und es war ein totes Bübchen. „Jessas, etzt gilt ja die ganze Tauf nix, es is ja a Bua“. Die Eltern hatten sicher auf ein Mädchen gehofft. --- Wasser auf die Mühle des Volkswitzes schüttete ein Pfarrer, der von der Kanzel herab verkündete, dass nach dem

Leichenbegräbnis einer Jungfrau die 4 „tragenden“ Jungfrauen eine heilige Messe lesen ließen, und ein Pfarrer, der bei dem Empfang des Besuches der Frau Baronin v. B. in übergroßer Höflichkeit dieselbe einlud, gleich auf seinem „Leibstuhle“ Platz zu nehmen.

In Lenggries wurde am Himmelfahrtstage eine Holzstatue des Christus an einem Stricke durch das „hl. Geist' Loch“ (*in der Kirche*) emporgezogen. Wo der am Stricke tanzende Christus zuletzt hinsah, aus dieser Richtung kamen in diesem Jahr die Wetter. Das glaubten die Alten fest und steif und neugierig drehte alles die Hälse nach dem Himmlischen. Den Mittenwaldern aber sagte man nach, es sei einmal ein Strick gerissen und die hoch herabfallende Christusfigur in viele Stücke zerschellt. „Nauf muaß er“ sagten die Mittenwalder, holten einen Korb und zogen die Trümmer in die Höhe.

Weit und breit bekannt war der Beichtvater in Reutberg, ein tüchtiger Ökonom, der Besitz und Wohlstand des dortigen Frauenklosters emporhob. Eines Tages kam ein bekannter Pferdehändler, der schon viele Jahre nicht mehr gebeichtet hatte nach Reutberg, um dem Pater einen Schimmel abzukaufen. Der Beichtvater war voraussichtlich lange nicht zu sprechen, da viele Beichtkinder seinen Beichtstuhl umlagerten. Der Pferdehändler, kurz entschlossen, stellte sich zum Beichten an und als es geschehen war, fragte er: „No, vos is mit'm Schimmel?“ In ein paar Minuten war der Handel abgeschlossen und der Pferdehändler zog mit dem Doppelgewinn für Beutel und Seele ab. --- Die Klosterfrauen lebten in strenger Klausur und den Verkehr mit der Außenwelt vermittelte nur ein „Tabernakel“ (*drehbares Gehäuse zur Aufnahme der Monstranz*, groß genug, um einen kleinen Mann aufzunehmen). Ein Witzbold ließ sich einmal hineindrehen und jagte die erschreckten Schwestern durch die Gänge. Man musste den Erzbischof kommen lassen, damit er den Frevel durch seine Weihe entsühne. Der Tölzer Kaminkehrer aber, der in die Klausur hinein durfte, zeigte die Oberin, der oft das Kaminkehren, wie anderen Hausfrauen auch, nicht angenehm war, beim Bezirksamte an, mit der Angabe, dass die Frau Oberin „beharrlich“ die vorschriftsmäßige monatliche Reinigung verweigere.

Unter den Geistlichen, die aus Lenggries stammten, lernte ich ein paar sonderbare Heilige kennen. Der Eine war zwar in seinem Privatleben einwandfrei, scheint aber mit seinem eigenen Ich nicht recht einig gewesen zu sein. Man erzählte von einigen Predigten, die er in Lenggries gehalten hatte. Einmal schloss er nach wenigen Worten: „Und jetzt weiß ich nichts mehr.“ --- Der Pfarrer F. war aber ein Luftikus, der gelegentlich mal mit der Kellnerin bis nach Mitternacht tanzte, auf dem Heimwege von einem tückischen „Schulkameraden“ sich in einen Graben hineintäuschen ließ, in seiner Pfarrei mit den jungen Burschen zechte, sang und dann den Rock auszog und die Hemdsärmel hinaufstülpte und sagte: „Schmeißt's en naus, engeren Seelsorger, wenn's a Schneid hobts“. Von seinen Herren Mitbrüdern wurde F. beargwöhnt, wenn er aber nach Lenggries zu Besuch kam, im Nu war eine heitere Gesellschaft alter Bekannter und ehemaliger Schulkameraden beisammen.

Wie sehr der Dialekt in den einzelnen Gebirgstälern verschieden ist, ergibt sich aus folgenden wenigen Beispielen. Der Lenggrieser sagt z.B. „Zugscheitel“, der Jachenauer mit schwäbisch singender Art „Ziarchscheitla“. Der Lenggrieser schwört auf den katholischen „Glaub'n“, der Jachenauer auf den „Glaab'n“ und der Partenkirchner und der Tyroler auf den „Glob'n“.

V. Lenggries. Von Jagd, Jägern und Wilderern.

Erinnerten auch manche Ortsaufzeichnungen an das frühere Vorkommen von Bären und Luchsen im Lenggrieser Gemeindebezirk, so kam es doch nur noch einmal zu meiner Zeit vor, dass ein Bär in Hinterriss gesehen wurde. Luchse wurden noch Anfang des 19. Jahrhunderts erlegt und beim Demmelbauern, einem alten Luchsjäger, konnte man noch lange nachher unter dem Dachfirst angenagelte Luchsköpfe sehen. Hirsche gab es namentlich in Fall, Vorder- und Hinterriss sowie in der Jachenau viele, ebenso Gämsen. Eine solche traversierte einmal am helllichten Tag das Dorf Lenggries. Zur Hochjagd zählten auch Auerwild und Spielhähne, gering war der Bestand an Berg- und Feldhasen. In Hinterriss gab es auch Adler und Murmeltiere. Vom

Steinbock hörte man nichts mehr.

Von den geheim gehaltenen Vorgängen im Volke erfährt der Arzt Einiges mehr als Andere. Die Fama der Gebirgler beschäftigt sich mit nichts mehr, als mit Geschichten von Jägern und Wilderern und traulich bei einem Glase Bier mit älteren Bauern zusammensitzend, habe ich mich manche Stunde an den Erzählungen über Jagdabenteuer ergötzt. Bei den Jungen gehörte es sozusagen zum guten Ton, einmal „mit der Büchs gegangen“ zu sein, so wie bei den Studenten das Fechten. Strafen wegen Jagdfrevels wurden kaum als entehrend angesehen. Schussverletzungen galten als rühmliche Zeichen des Mutes und auf eine gute Ausrüstung war der Wilderer vielleicht noch stolzer als der Jäger. Wilderer besaßen fein konstruierte Abschraubgewehre, Bauern weittragende Hinterlader und Mehrlader. In ingenieuser Weise wusste man die Schusswaffe zu verbergen. Bei dem weit ausgedehnten Arreale der Gemeinde und der anstoßenden Staatswaldungen musste es auch nicht schwer sein, die Wachsamkeit der Jäger zu täuschen und deren Spähaugen sich zu entziehen. Nur der Transport großer Stücke, welche mit Wagen auf weiteren Strecken transportiert werden mussten, sofern es nicht auf Flößen geschehen konnte, hatte seine Schwierigkeiten und Gefahren.

Ein Wilderer ging vielleicht zehnmal auf die Jagd (die Gefährlichen gingen grundsätzlich allein, da sie die Möglichkeit des Verrats in ihre Kalkulation zogen) ,bis er von einem Jäger gesehen wurde. Zehnmal aber erspähte der Wilderer mit seinen Falkenaugen den Jäger, lange bevor dieser ihn sehen konnte und entzog sich rechtzeitig der Gefahr. Nur ein Zufall führte zum dramatischen Zusammenstoße, zum Fange des Wilderers oder zum verhängnisvollen Schuss. Die Hehler musste man mehr in München suchen als im Isarwinkel selbst. Von den Pfarrern schwieg mancher „aus Prinzip“ von der Wilderei, um nicht seinen Pfarrkindern auf die empfindlichen Hühneraugen treten zu müssen, manch einer wohl auch in Rücksicht auf den heimlichen Tribut des Wilderers. So gelegentlich warnte man ja mal von der Kanzel herab wegen der mit der Wilderei verbundenen Lebensgefahr und erörterte zum Verdrusse des Forstpersonals den Begriff der Notwehr.

Wir hatten in Lenggries ein Orchester gegründet unter meiner Leitung, das uns und den Besuchern unserer Concerte manche genussreiche Stunde der Unterhaltung verschaffte. Eines Tages aber sahen wir uns in die Notwendigkeit versetzt, die Proben einzustellen, da unser bester Trompeter wegen Wilderei eine 3-monatige Strafe absitzen musste. --- Einmal wurde wegen Verdachts des Wilddiebstahls in meinem Nachbarhause Haussuchung gehalten. Man fand lange nichts. Die alte Melberin saß auf dem Klosett. Als man sie aufstehen hieß, lag das Wildbret im Abort und die Alte war darüber gegessen.

In Lauffen, dem bekannten Sitze einer Strafanstalt, ruft der Eisenbahn - Kondukteur: „Station Lauffen, 10 Minuten Aufenthalt.“ Ein Lenggrieser Wilderer steigt aus und entgegnet. „Ja, Schnacken (*dummes Geschwätz*)! $\frac{3}{4}$ Jahr!“ --- In Tölz saß der alte Landrichter Pfitzer über einen Lenggrieser Wilderer zu Gerichte und frug, um ihn in die Enge zu treiben, was er an dem incriminierten Tage getan habe. „Landrichter, sog ma, wos an dem Dag für an Wördäg g'we'n is, nacha kann i di a sog'n wos i do hob“ war die pfiffige Antwort des Angeklagten.

Eines Tages wurde ich in die Wegscheid gerufen zu einem bekannten Wilderer, den man seines hübschen Äußeren wegen den „Nettei“ nannte. Er hatte eine schwere Schussverletzung des rechten Ellbogengelenkes angeblich dadurch erhalten, dass er eine Büchse aus einem Streuhaufen herausziehen wollte. Die Büchse entlud sich und zerriss das Ellbogengelenk vollständig. Nach Anlegung des Notverbandes wurde er sofort in das Krankenhaus nach Lenggries verbracht, wo ich ihm am 2. Tage, nachdem sich meine konservative Behandlung als aussichtslos erwiesen hatte, den linken Oberarm amputierte. Nach 14 Tagen verließ der Nettei geheilt die Anstalt. Mit dem Wildern war's aus. Er fing einen Hausierhandel an, mit Brot, Fleisch und Würsten, mit den Bäuerinnen konnte er gut umspringen, und so gelangte er in einigen Jahren zu Wohlstand.

Der Jäger Reindl in Jachenau war ein sehr stattlicher Mann, groß, schlank und trug einen bis zum Nabel herab wallenden Bart. Eines Tages luxierte (*ausrenken*) er sich, früh morgens gähnend, den Unterkiefer. Es war ein bitterkalter Wintertag und R. kam schon am frühesten Morgen zu mir, nachdem er mit seinem sperrangelweit aufgerissenen Munde die drei Stunden

Weges zurückgelegt hatte. Der Anblick war überaus komisch. Ein geschickter Griff und R. war von seinem qualvollen Zustand befreit.

Ein durst'ger Kamerad war der Jagdgehilfe Eberl in Fall. Wenn er den Monatsgehalt auf dem Rentamte in Tölz holen musste, so dauerte es immer drei Tage, bis er alle Wirtshäuser unterwegs absolviert hatte. Er war aber ein schöner schlanker Mann, eine echte Gebirgsnatur mit schönem Bart, so dass man ihm nicht Feind sein konnte und er auch leicht die Sympathien Fremder, mit denen er verkehrte, für sich gewann. Eines Tages begleitete E. ein paar Berliner über die Berge und ließ hierbei seinen Bergstock bestaunen. Der Bergstock reizte die Berliner, sie handelten mit E. und wurden im Preise dahin einig, dass der Bergstock zwei Mark kosten und dass E. abends in der Wirtschaft in Fall zechfrei sei. Die des anderen Tages seitens des Wirtes präsentierte Rechnung erregte das Entsetzen der guten Berliner, denn sie hatten geglaubt, E. würde mit einigen Mass Bier sich begnügen. Statt dessen hatte er dreißig getrunken und noch einige Viertel Tyroler Wein. Der Bergstock blieb ihnen ein teures Andenken. In Berlin werden sie gewiss damit renomiert haben. E. ertrank später im Königssee. Er fiel berauscht aus dem Kahne bei der Überfahrt nach St. Bartholomä.

In der Jachenau waltete viele Jahre der k. Hofjagdgehilfe Vogl seines Amtes. Ich erinnere mich noch genau des hageren Menschen mit dünnem Schnurrbart. Auf die Wilderer war er besonders scharf. Er bediente sich stets eines alten Vorderladers, obwohl die Lefauchaux (*franz. Erfinder*) und andere Hinterlader schon längst gebräuchlich waren. Eines schönen Tages stößt V. nahe einem Grate auf einen Wilderer, der eben einen Gamsbock erledigt hatte. V. gab nach Anruf Feuer. Der Wilderer stürzt zusammen, ächzt und keucht dann auf allen Vieren zum nahen Grat hinauf, während V. denkend, 'der entwischt mir nicht', seinen Vorderlader von neuem lädt. Gerade setzt er die Kugel auf, da springt der Wilderer jäh in die Höhe, ruft dem erstaunten Jäger zu :“Aha, bist Du a solchener“ und verabschiedet sich mit einer langen Nase auf nimmer Wiedersehen jenseits des Grades verschwindend.

Einer der berüchtigtsten Wilderer war der sog. Tyrolerwastl, der lange in Fall und Riss sein Unwesen trieb. Der Krug geht bekanntlich so lange zum Brunnen, bis er bricht, und so wurde eines Tages infolge eines blutigen Rencontres (*Zusammentreffen*) mit einem Faller Jäger der Tyrolerwastl anscheinend schwer verletzt in das Lenggrieser Krankenhaus gebracht. Bei der Untersuchung fand ich eine die Weichteile des linken Oberschenkels penetrierende Kugelschusswunde, sowie eine Anzahl Schrot- oder Rostenschusswunden am Rücken. Das Brustfell war verletzt und der Wastl schnaufte elendiglich so lange, bis man aus der Tür draußen war. Dann ging der Atem wieder ganz ruhig. Das entging meiner Beobachtung nicht. Fieber hatte er auch keins. Der Bluterguss im Brustfellsacke war gering. Der übereifrige Gendarmerie - Stationskommandant P., dem die Beobachtung des Wastl oblag, glaubte Fluchtverdacht annehmen zu müssen und transportierte ohne meine Genehmigung und ganz gegen die Ordre des Staatsanwalts, der den Transport ausdrücklich von meiner Genehmigung abhängig gemacht hatte, den Verletzten in das Krankenhaus nach Tölz, woselbst Wastl besser verwahrt sein sollte. Ich remonstrierte nicht. Was lag mir an dem einen Patienten? Mit dem intriganten Polizeimanne wollte ich von vorneherein nichts zu tun haben.

Es war Spätherbst, eine dunkle Nacht, da fuhr ich, nachdem ich während des Nachmittags die Praxis des Kollegen Hofrates Dr. H. versehen hatte, mit dessen 2-spännigen Fuhrwerk nach Hause nach Lenggries. Unterwegs begegnete uns ein Bursche, der sich rasch zur Seite wandte bei dem Schein der Wagenlaterne, um nicht erkannt zu werden. Ich glaubte aber, ihn erkannt zu haben und vermutete, dass da etwas mit dem Tirolerwastl am Werke sein müsste. Richtig! Am anderen Tage verbreitete sich im ganzen Isarwinkel die Nachricht, der Tirolerwastl sei heute Nacht, von Kameraden abgeholt aus dem Tölzer Krankenhaus entwichen und zwar sei er abends gegen neun Uhr hinten zum Fenster hinausgestiegen, während der Krankenhausarzt Hofrat Dr. Jungmeyer sich in dem nach vorne gelegenen Sprechzimmer mit der Oberin unterhielt. Der Wastl hatte übrigens die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Er stellte sich in Österreich der Behörde und wurde zu schwerem Kerker verurteilt, während er in Bayern wahrscheinlich mit einigen Monaten Gefängnis davon gekommen wäre. Man hat später nichts mehr von ihm gehört.

Jungmeyer, der originellste Arzt, den ich je gekannt habe, war von Gestalt klein,

auffallend hässlich. Den Bauern war er ein Gott, und manche Anekdote wurde von ihm erzählt und konnte er erzählen. Vor 10 Uhr abends besuchte er nie seine Tölzer Patienten, da er morgens nicht aufstand, nachmittags aber bis zum späten Abend über Land fuhr. Je weiter der Patient weg wohnte, desto lieber war er ihm. Die Bahn fuhr in Tölz nie ab, ohne dass man ausschaute, ob nicht Jungmeyer noch zum Zuge komme. Ich selbst kam erstmals abends 9 Uhr zu einem Consilium (*Beratung*) mit ihm zusammen. Er hatte sicher sein Eintreffen für 5 Uhr vorausgesagt. Zu dem schwer herzleidenden Bäckermeister, um den es sich handelte: „Gut machen kann i di net, aber flicken. Woll'n mer halt schau, dass d'Naht recht lang hebt.“ Durch solche Aussprüche verstand er es, dem Landvolke zu imponieren. Eine Anzahl von Jungmeyer -Anekdoten kann hier nicht aufgeführt werden und mag ein Tölzer Chronist sich ihrer annehmen. Er war ein edler Charakter, Tölz verdankt ihm unendlich viel; mir wurde er ein lieber Freund.

In der Jachenau blühten Humor und Frohsinn in der Zeit, als Forstmeister Lizius, der spätere Lehrer an der Forstakademie zu Aschaffenburg, dort mit dem Lehrer Feldigel die Leyer schlug. Da gab's Zitherspiel, Flötenspiel und Gesang und wenn's an Unterhaltung ganz gebrach, so bestiegen die Genannten ihren gut besattelten Pegasus und bereiteten ein Festspiel vor, das im Sommer irgendwo im Walde oder auf der Sassau (*Insel im Walchensee*) zur Aufführung gelangte. --- Ja einsam war's dazumal in der Jachenau, das begriffen auch die Kinder des Forstmeisters, die jedesmal, wenn sie einen Sterblichen von weitem erblickten, zu ihrem Vater auf's Büro liefen und riefen: „Vater, Vater, jetzt kommt schon wieder einer“. --- Lizius hatte ein Sträßlein gebaut, das von Sachenbach (*am Walchensee*) über die Maxl-Wand nach Jachenau führte. Die Eröffnung des Sträßchens erfolgte nicht ohne Waldfest und Festspiel, wozu Lenggrieser und die Sommergäste von Walchensee eingeladen waren. Lizius spielte den germanischen Helden, der den Drachen „Sorge“ besiegt und schließlich von seinem Volke auf den Schild gehoben und im Triumphe herumgetragen wird. Die stämmigen Jäger bildeten herrliche Germanen, halb nackt, mit Hirsch- und anderen Fellen bekleidet. Deren einer trug eine frische Ochsenhaut mit Gehörn über Kopf und Schultern und sah von weitem sehr echt aus. Aber in die Nähe durfte man nicht kommen. Die Ochsenhaut war noch „grün“ und stank bei dem heissen Wetter erbärmlich. Das Fest verlief heiter und fröhlich. --- Lizius war stets hilfsbereit und half so auch dem beurlaubten Lehrer im Kirchendienste aus. Es traf sich nun gerade, dass ein bekannter Wilderer starb. Der Forstmeister sang am Grabe andächtig die liturgischen Gesänge.

Fast noch einsamer als in der Jachenau war es im Winter in Fall und in Vorderriss. Da musste für Unterhaltung gesorgt werden. Der Vater „Riesch“ - wer kennt nicht die typische Figur, die uns Ganghofer in seinem „Jäger von Fall“ so trefflich geschildert hat? - spielte zwar gern mit der Fiedel auf, aber immer mit der Kellnerin, dem Stall-, Haus- oder Kindermensch zu tanzen, das wurde den Jägern und Zöllnern auch langweilig. Immer Karten zu spielen, ging auch nicht, und so gründete der damalige Forstamtsassessor H. mit den Jägern einen Rauchklub. Der nach Art eines Corpsdieners mit bunter Mütze geschmückte Klubdiener musste für die Instandhaltung der Pfeifen und das Stopfen derselben aus der gemeinschaftlichen Tabakskassette sorgen und bei den Klubsitzungen herumgehen und fragen: „Raucht's, meine Herrn?“, worauf der Chorus erwiderte: „Ja, es raucht schon“.

Die Zielscheibe des Witzes gab aber ein Bäcker ab, der sich in Fall etabliert hatte. Der „Haverl“ bramarbasierte gern im Club und gab seine Urteile ab. Der Forstmeister ließ eines Tages in Lenggries aus zusammen geschabtem alten Teig eine Semmel backen und abends im Rauchklub wurde die Semmel vorgewiesen, über schlechte Nahrungsmittel geschimpft und die Frage erörtert, ob in vorliegendem Falle eine Nahrungsmittel-Verfälschung vorliege oder nicht. Haverl bejahte lebhaft. Andern Tages ließ ihn der Forstamtsassessor auf seine Amtsstube vorladen und unter feierlicher Zeremonie sollte der Bäcker sein Verdikt bekräftigen. Da war es dem Haverl aber garnicht mehr wohl zumute, er wandte sich und drehte sich: „Eine eigentliche Nahrungs-Verfälschung sei es nicht, nur ein verdorbenes Nahrungsmittel“, ehe er das vom Förster verfasste Protokoll unterschrieb und seine Aussage durch Handschlag bekräftigte. Er hatte keine Ahnung, dass er das Opfer eines Ulkes gewesen war. Ein ander Mal ging Haverl mit über die Berge in seinem besten Anzug und warb auf Anstiften des fidelen Assessors um die Hand der Tochter des reichen Wirtes in der Jachenau.

In Vorderriss wurde zu meiner Zeit noch die Wirtschaft von dem k. Forstmeister Laurer betrieben. Es ging oft lustig zu. Eines Tages kam der Gerichtsvollzieher, um den Jagdgehilfen Schweitzer wegen rückständiger Alimente zu pfänden. Sch. war nicht anwesend und der Gerichtsvollzieher musste, auf einer Leiter stehend und durch ein Fenster Sch.'s Zimmer besichtigend sich überzeugen, dass es bei Sch. pfandbare Gegenstände nicht gäbe. Seine Buchs (Hose), sein Hemd und sein G'wand waren sein Alles. Er konnte sagen: *Omnia mea mecum porto* (*Alles, was ich habe, trage ich am Leibe*). Eben war der Gerichtsvollzieher am Gehen, als Sch. von seinem Jagdwege nach Hause (*ins Wirtshaus*) kam. Die Situation sofort erkennend, ergriff er die Geige und geigte den Abziehenden mit lustigen Stücklein hinaus. Bei König Ludwig II musste Sch., wenn ersterer in der Riss weilte, oft aufspielen, denn er spielte gar nicht übel und manches zwanzig Markstücklein verschaffte dem allzeit Durstigen wieder die ersehnte Labung.

Der Oberzollinspektor T. von Mittenwald war ein sonderbarer Kauz. Er veranstaltete mit seinen Grenzwächtern manchmal recht sonderbare Übungen, ließ z.B. zwei oder drei Mann sich zusammenstellen, damit sie dem Schmuggler einen Felsen vortäuschen sollten. Er war höchst ärgerlich, als ein verdächtiger Bursche eines Abends an dem improvisierten Felsblock vorüber ging und ruhig sagte: „Guten Abend Herr T.“ In Vorderriss aber fand er seinen Meister. Er hatte nämlich die Gewohnheit, eine alte Uhr im Nebenzimmer, die regelmäßig nicht ging, wenn er kam, aufzuziehen und in Bewegung zu setzen. Ein Jagdgehilfe nahm nun das Werk heraus, stellte in das Gehäuse ein mit Wasser gefüllten Maßkrug und richtete die Sache so ein, dass beim Versuche, die Uhr aufzuziehen, Ziffernblatt und Boden herabfielen und der kalte Guss sich über den Vorwitzigen entleerte. Man kann sich vorstellen, wie T. wettete und schimpfte, als er mit dem originellen Machwerk unerwünschte Bekanntschaft machte. Aber der Forstmeister verweigerte die verlangte Bestrafung des Attentäters, denn er wusste von der Sache.

In Vorderriss wurde eines Tages ein junger Hirsch eingefangen, der bald zahm wurde und frei umher lief. Alles kannte den „Hansl“, nur der Hansl kannte den Kaminkehrer nicht, den er stellte. Der geängstigte Kaminkehrer packte den Hirschen beim Geweih und es gab ein lustiges Ringen, bis ein Jäger sich ins Mittel legte. S. M. Ludwig II wandte dem Hansl seine besondere Gunst zu, als er Hansl eines Tages vor dem kgl. Schlafgemach in tiefem Schläfe antraf. Als aber Hansl ein ander Mal seine Spicker gegen die Majestät wandte, da war's mit der Gnade vorbei und Hansl wurde eingezäunt. Ein Gaißbacher Bauer kam an dem Gehege vorüber, vielleicht neckte er den brünstigen jungen Hirsch. Der Hirsch brach aus und rannte den Bauern zu Boden, nicht ohne denselben in nicht ungefährlicher Weise mit seinem Geweih zu bearbeiten. Der Bauer, ein erfahrener Wilderer, wusste sich aber, bis Hilfe kam, seines Gegners zu wehren. Er packte den Hirschen bei der Zunge und hielt ihn fest. Den Bauer aber hat Verfasser im Lenggrieser Krankenhause mit einer großen Schlitzwunde am Oberschenkel und anderen Verletzungen längere Zeit behandelt und geheilt entlassen. Auf einen Schadenersatz verzichtete er, da ihm der Forstmeister eventuelle Bestrafung in Aussicht stellte.

Nicht immer waren es die Jäger, mit denen die Wilderer in Konflikt gerieten, auch unter sich hatten sie ihre Händel, und romanhaft hörten sich diese Erzählungen an. Wilderer schafften einmal einen größeren Transport Wildes nächstens aus der Jachenau mittels Wagens hinaus. Am Langen Eck wurden sie überfallen und mussten ihre Beute herausgeben. Die Angreifer hatten sie im nächtlichen Dunkel nicht recht erkannt, sie vermuteten aber, dass es Gaißbacher Burschen gewesen seien. Es war Faschingszeit. Als Masken verkleidet, suchten die Lenggrieser von Haus zu Haus nach ihrem Wild und richtig fanden sie es, um es den Gaißachern wieder zu stehlen. --- So manches junge Leben raffte die Kugel des Jägers dahin, manchen Jäger traf das verräterische Blei des in die Enge getriebenen Wilderers. Wenn aber ein Wilderer nur angeschossen war, und der Jäger hielt seinen Mund, so war von Rachsucht nie die Rede. Man wusste, dass der Jäger im Rechte war, man verschwand für einige Wochen nach Tyrol, um sich heilen zu lassen, und schwieg. Ein ritterlicher Charakterzug speziell des Lenggrieser Wilderers. Von den Gaißachern und den Wackersbergern galt dies weniger; sie schossen *faux de mieux* (*mangels Besserem*) auch mal „Glöcklegams“ (Schafe) oder mal gar ein Rind auf der Alm und das stempelte sie zu verächtlichen Dieben.

VI. Lenggries. Aus dem Volksleben

Unter der männlichen Bauernbevölkerung des Isarwinkels stieß man auf relativ viele große, stämmige Leute mit gut entwickelter Muskulatur, elastischem Gange, schön geschnittenen Gesichtszügen, blondem Haupt- und Barthaar. Die Bauern, die älteren Ansiedler, hatten mit ihren Gehöften, wie schon gesagt, die Alluvialterrassen des Isarwinkels besetzt, während die späteren Ankömmlinge, die Flößer, sich im „Gries“ niedergelassen hatten.

Recht starke Leute waren die Lamprechte von Hohenwiesen, die aber, Vater und Söhne, wie die alten Bärenhäute, sowie die Herbstarbeit im Walde beendet war, sich auf die Ofenbank legten (dem Ahndl - *Oma* - blieb die „Höll“, der wärmste Platz hinter dem Ofen vorbehalten) und dieselbe erst mit dem Frühjahrsbeginn wieder verließen. Da kamen eines Tages Flößer von Wallgau gefahren und liefen mit ihrem schweren Floße auf eine Sandbank auf, so dass 2 Rosse nicht im Stande waren, das Fahrzeug wieder flott zu machen. „Da miass ma uns halt nach die Lamprecht Buam umschaung“. Gesagt, getan. Der alte Lamprecht kam mit seinen vier Buben und in kurzer Zeit konnten die dankbaren Flößer ihren Weg auf der Isar wieder fortsetzen. --- Man wird an die alten Germanen erinnert, wenn man die Leute, die 6 – 8 Wochen sozusagen auf einem Fleck liegen konnten – einem davon trug diese Fähigkeit den besonderen Spitznamen „Dachs“ zu – selbst gekannt hat. Und doch, sie waren weder ungebildet noch von roher Gemütsart. Fuhr man zur Zeit des vielen Schnees, im Februar oder März in die Jachenau, als längst die dortigen Bauern ihr Holz zum Wasser geschafft hatten und nun wochenlang auf der Ofenbank lagen, da tauchte wohl ab und zu hinter den Vorhängelein der niederen Fenster der buntbemalten Häuser ein Bauernkopf auf und fragte durchs halb geöffnete Fenster: „Ah Dokta, Früahti (frühzeitig)“, „Spaat“ oder „Hoamzu?“

Eine Rentensucht (*Erschleichen von Rente*) gab es unter meinen ehrlichen Lenggriesern nicht; ich lernte diese erst in Berchtesgaden kennen. --- Ein Senner hatte durch Hornstoß seitens eines Stieres ein Auge eingebüßt, da er „wegen der 8 Tage“, die die Almfahrt noch dauerte, rechtzeitige ärztliche Hilfe nicht suchen wollte. Als er wieder geheilt war, frug ich ihn eines Tages nach seinem Befinden. „Mir geht's guat“ lautete die Antwort des wackeren Knechtes. „Mein Lohn verdien i, wie zuerscht, erspart hab' i m'r au ebbs, dazua kommt die Rent'n – Wasser brauch i koans mehr trinken“. Das war die höchste Seligkeit des Bauernknechts.

Es gab aber auch andere Originale unter den Knechten. In vieler Erinnerung wird mir in Lenggries noch der alte „Büschler“ stehen, deshalb so genannt, weil er an hohen Festtagen, den hohen Stopselhut mit einer Pfingstrose oder sonst einer großen Blume aufgetakelt, zur Kirche ging. Er hatte viele Jahre beim Griesreiter gedient und sich den ersten Jahreslohn, einen Vierundzwanziger, gleich gespart. Die Kleider bekam er vom Dienstherrn. Das 2. Jahr hatte er schon 2 Vierundzwanziger in der Truhe und so sparte Büschler weiter und weiter, bis er ein alter Mann wurde und sein Bauer starb. Dieser hinterließ ihm im Dorfe ein Häuschen und der Büschler lebte in seiner Art gemächlich von den Renten seiner ersparten 10 000 Gulden. Da traf man ihn, vor dem offenen Herde stehend, wie er sich aus Mischmehl seine Schmarrn oder seinen Retzel kochte und dann mit größtem Appetit aus der Pfanne aß. Er kam noch in die Achtzige, bis er ad superos evolavit (*zu den Höheren sich erhob*), wie es häufig im Lenggrieser Sterbebuch heißt.

Zu meinen intimeren Freunden zählten die Schnapsbrüder, mit denen ich's häufiger im Krankenhaus zu tun bekam. Der Kirmorseppel, ein kropfiger Cretinoide (*Schwachsinniger*), war in seiner Jugend ein rauflustiger, flotter Bursche gewesen, dem auf der Kegelbahn oft die Kronentaler aus der Tasche fielen. Im Alter waren's zu wenig Kronentaler geworden und Seppel musste sich mit dem Glasl Schnaps begnügen, das er unentwegt Tag für Tag an dem Ofentische oder auf der Post trank, wo mitleidige Bauern ihm die Zehnerl schenkten. „Liabe Frau Schwester, seid's doch et so stolz, is doch enger Bettstadl a groad vo Holz“ improvisierte Seppel im Krankenhaus. Als aber der Vögeidama mit seinem hartnäckigen Ischias ins Krankenhaus kam, da erklärte mir der Seppel mit wichtiger Miene, das seien die Schläge, die der Dame (Thomas) als rauflustiger Bursche vom Landrichter erhalten habe. „De koma nach“. Nur einer der notorischen Schnapsbrüder war zugleich ein unverschämter Bettler, der zu dem ihm ein

Zehnerl schenkenden Bauern sagte: „No, leidt's heit koa Mass?“ (*bist heut zu geizig für ne Mass Bier?*) Ein Bauer schenkte ihm einmal ein paar altbackene Nudeln. Beleidigt sah der „Restei“ verächtlich die Gabe an und sagte: „A Nudel mit 3 Tag und a Madl mit 30 Jahr, koa Saft und koa G'schmack; mi leckst am Oasch, Bauer. Pfiat di Gott.“

Ein anderer Menschenschlag wie die Lenggrieser waren die Jachenauer. Das verriet nicht allein der ans Schwäbische anklingende Dialekt, sondern auch die kleinere Gestalt. Sie waren auch viel weniger widerstandsfähig wie die Lenggrieser, wehleidiger, und als ich einmal einem Bauernsohn ein Senfpflaster applizierte, schrie derselbe: „Grah, grah, dös tuat ja weah“. Ihre Schulbildung war gut, hatte doch auch der Lehrer nur etwa 12 Kinder, später mehr zu unterrichten. Ein Bauer schrieb mir einmal ein nettes Briefchen, ich möchte kommen und die nötigen „Heilmethoden“ auch gleich mitbringen. Die Krankheitserscheinungen hatte er trefflich geschildert.

Sie waren sehr exklusiv und feindeten jeden an, der ihnen ein Mädels als Braut zu entführen suchte. Dem Lehrer Fendt, der eine Chorsängerin - eine reiche Bauerstochter - heiratete, spielten sie übel mit, rissen ihm den Bart aus usw., so dass er bald um seine Versetzung nachsuchte. Den unwillkommenen Fremdling aber gleich nach seiner Ankunft von dannen zu ekeln (anz'widern, aussi z'widern) hatten sie ihren besonderen Trick. Im Wirtshaus ging einer nach dem anderen hinaus, scheinbar absichtslos. Wenn der Betreffende wieder zurück kam, so rückte die ganze Gesellschaft um einen Platz weiter und das harmlose Spiel dauerte so lange, bis der vertrauensselige Fremde von der Bank gedrängt war.

In der Jachenau gab es sehr vermögliche Leute, die alljährlich um 6 – 8 000 M. Holz verkaufen konnten, ja bis zu 15 000 M., Bauern mit überständigen Waldungen. - Die alte Luitpolderin hatte immer ihr Weinfassl im Keller und im gleichen Hause fand sich ein aus dem Kloster Benediktbeuren stammender alter geschnitzter, von Kennern viel bewunderter großer Schrank. Der Bauer widerstand den verlockendsten Geldangeboten. --- Als das neue Geld eingeführt wurde, da trug der Postbote Sparth, der in Aller Vertrauen stand, Hunderttausende von Bayrischen Thalern, Gulden, Kronenthalern heraus zum Umwechseln. Die 20 M.-Stücke gefielen den Bauern schon, aber doch jammerten einige dem alten Gelde nach, „weil's gar so kommod g'wen is, 39 Kronenthaler un zwoa Sechser war'n gradaus 100 Gulden.“ --- Der alte Orterer nahm von seinem Holzhändler kein anderes Geld mehr an als 20 M. -Stücklein. Als einmal der Gemeideausschuss zusammengerufen wurde, um über die Kosten der Anschaffung eines neuen Kirchengeläuts zu beraten, stand der Orterer auf und sagte: „Lasst's guat sei, dös zahl i.“

Von einem alten Wirt in Jachenau erzählt man sich, dass er sehr reich war, nichts desto weniger aber, wenn er nach Tölz fuhr, in seiner mit 24 Kreuzerstücken geschmückten Hose und seinen vielen Silberknöpfen an der Joppe, immer seine Nudeln einschob, um für Speisen nichts ausgeben zu müssen. Wenn er aber ein paar hundert Gulden im Kartenspiel verlor, das machte nichts. Wenn er zu Hause Bier einschenkte und deswegen in den finsternen Keller ging, hielt er immer den Daumen in dem Maßkrug, um zu spüren, wann er voll ist und um Licht zu sparen. --- Die Jachenauer lebten abgeschlossen in ihrem einsamen Gebirgstal und viele, hauptsächlich Weiber, hatten keine Ahnung von der Welt. Als einmal eine solche Alte zum Langen Eck kam und von dort aus das weitgestreckte Isartal bis hinab nach Tölz erblickte, rief sie aus: „Ja mei, gibt's denn do a no Leit?“ --- Bekannt ist die Anekdote, dass ein Lenggrieser Bauer einmal früh 5 Uhr bezechet nach Hause ging und auf der Isarbrücke seinem frommen Weibe begegnete, welche auf dem Wege zum Englamt (*Frühmesse im Advent*) war. Die Bäuerin seufzte beim Anblick ihres Mannes: „No, ja!“: „Ja, no!“ war die lakonische Antwort des von Vorwürfen betroffenen „Schwerbeladenen“.

Einen Bauerssohn, der an Kehlkopf- und Lungentuberkulose im letzten Stadium litt und als ein starker Trinker bekannt war, frug ich auf dem Sterbebett: „Na, Jockl, sag amal aufrichti, wos is denn des Mehrgist' g'wen, was d' auf 'n Sitz a mal trunken host?“ „32 Mass“ war die lakonische heisere Antwort. --- Als der alte Hermann sein Anwesen seiner Tochter übergab, musste der Notar aus Tölz kommen, um das Übergabetestament auszufertigen. Der brave Alte nahm sich als Austragsstüberl die über der Wohnstube und von dieser nur durch eine dielenbelegte Balkendecke getrennte Kammer aus, deren Erwärmung auf die einfachste Weise

durch eine viereckige über dem großen Kachelofen befindliche und durch einen Holzdeckel verschließbare in der Ecke gelegene Öffnung geschah. „Dös nimm i mir aber aus und dös muaß notarisch g'macht wer'n“ sagte der alte Hermann zum Notar, „dass i mei Loch auf und zu macha derf, wia i mog.“

Der Hafnermeister Reuftle war ein wirklicher Meister seines Faches, er modellierte seine Kacheln, Fliesen und Ofenfüße, brannte selbst die Ofen- und Herdteile und war dabei ein besonders gottesfürchtiger Mann. Unter Tags brachte er, wenn er einen Ofen oder einen Herd setzte, nicht viel vom Fleck, aber wenn es Nacht wurde, dann kam die Arbeitslust, besonders, wenn er jemand fand, der mit ihm politisierte oder über religiöse Dinge stritt, und dann arbeitete er fort bis Mitternacht. Seine Werke, die ihn ob ihrer Solidität vielleicht Jahrhunderte überdauern werden, finden sich in den meisten Häusern, denn namentlich der „Oekonomieherd“ wurde in allen Bauernhäusern als Errungenschaft der Neuzeit eingeführt. Seine Ehe blieb kinderlos und Reuftle fühlte mit nahendem Alter mehr und mehr den Mangel einer männlichen Nachkommenschaft. Seine gute Frau gestand ihm, als er einmal wieder lamentierte, unter Tränen der Beschämung, dass sie schon einen Sohn habe, der jetzt im passenden Alter wäre, ins Geschäft des Gatten einzutreten. Die Überraschung wandelte sich bei R. bald in Freude, denn er liebte seine ältliche Gattin innig und war zum Verzeihen unmittelbar bereit. Der Sohn kam nach Hause, war aber ein Tunichtgut und R. kam nach einigen Jahren zu der Überzeugung, dass er diesem unverhofften Sohne das Geschäft nicht übergeben könne. Der Sohn ergriff den Wanderstab, Reuftle klagte wieder der Inniggeliebten sein Leid. Aber Gott erbarmt sich der Gerechten. Die Reuftlin gestand wieder unter Tränen, die der zartfühlende Gatte nicht sehen konnte, dass sie noch einen Sohn habe. Auch dieser fand Gnade vor den Augen des Tonbildners und der Sohn schlug ein, er wurde der geachtete Nachfolger seines Adoptivvaters.

Als Privatier lebte in Lenggries Herr Schöttl, ein Nachkomme jenes beim Bauernaufstande zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Faller Bauern Schöttl. Er war leider von den frühen Zeiten seines Mannesalters an schwer gichtkrank und als er heiratete, ließ er sich hierzu durch Anvertrauung eines süßen Geheimnisses seitens seiner Geliebten bestimmen. Schöttl war verheiratet, Kind kam aber keins und Schöttl ärgerte sich nicht wenig über das schlaue Weib. Bei den kleinen Ehezwisten rückte Sch., dem komischer Weise immer das Wort „ebenfalls hernach“ im Munde lag, dann oft mit den Vorwürfen heraus: „Ebenfalls hernach, wo hast nacher dös Ander, wos g'sagt hast?“ Sch. hatte manche Eigentümlichkeiten, aber er war andererseits sehr gewissenhaft, deshalb als Krankenhauskassierer, welche Stelle ich ihm vermittelt hatte, sehr brauchbar, ehrgeizig – ein Orden wäre seine höchste Idee – und edlen Regungen zugänglich. Im Jahre 1871 schenkte er dem Deutschen Kaiser Wilhelm I als großem Sieger ein Paar in Pforzheim angefertigte, künstlerisch ausgeführte und deshalb in illustrierten Blättern abgebildete Sporen. Nie verziehen hat aber Schöttl einem Artikelschreiber, der ihn in der Kölnischen Zeitung als schlichten Landmann bezeichnete. Der Kaiser war über das sinnige Geschenk erfreut und sandte als Gegengeschenk seine Bronzestatuette. Schöttls Witwe machte eine segensreiche Schulstiftung. --- Die Armenpflege und das Krankenhaus verfügen andererseits über eine größere Stiftung eines reichen Bauers, die sog. Probst'sche Armen- und Krankenhausstiftung. So finden sich auch in einer Landgemeinde unter den Bewohnern Edelmut mit Wohltätigkeitssinn gepaart.

Wenn jemand gestorben war, so sammelten sich abends am offenen Sarge die Leute zum Gebet und es kreisten dann Bierkrug und Schnapsflasche. Pfarrer Glonner weigerte sich einmal, mit der Aussegnung einer Leiche zu beginnen, um nicht mit dem Weihwasser die unter dem Sarg stehende Schnapsflasche besprengen zu müssen. Offizielle Leichenschmause hielt man nur noch in der Jachenau, wo die von auswärts vorbei kommenden Leidtragenden nach dem Begräbnis beim Altwirt ein Mahl erhielten. Bis zum Anfang der Siebziger Jahre trug man noch Jüngling und Jungfrau offen zu Grabe. Dann verbot es die Behörde. Im Krankenhaus starb einmal ein Jachenauer und man schaffte spät abends den Leichnam mittels Wagen nach Hause. Der Knecht ließ ein Büblein aus der Jachenau aufsitzen, und das Büblein saß auf dem Sarge. Am Langen Eck bekam der Leichenführer Durst, kehrte ein, ein paar Mass zu trinken, Büblein und Leiche in Angst und Kälte ruhig stehen lassend.

In Tölz hielt die Liedertafel beim Bruckbräu ihre regelmäßigen Proben unter Leitung des altbekannten Komponisten des Tölzer Schützenmarsches Krettner. Ein verheiratetes verliebtes Liedertafelmitglied hatte es auf die schicke Kellnerin abgesehen, die, scheinbar einverstanden mit der Verabredung eines tête a tête, den Don Juan auf ihre Kammer bestellte, nicht ohne ihren Schatz, den Biberfüllertoni, davon in Kenntnis zu setzen. Toni dachte, die Rache ist süß, schwärzte seine Hände mit Ruß und legte sich in das Bett der Kellnerin. Don Juan kommt, stürzt auf das Bett los, lässt sich mit den Händen das Gesicht tätscheln, um schließlich zu seinem größten Entsetzen ein paar tüchtige Ohrfeigen zu beziehen. Ahnungslos, als ob nichts vorgefallen wäre, kehrt unser Don Juan in seinen Gesellschaftskreis zurück. Dort ein allgemeines Hallo und Erraten des ursächlichen Zusammenhangs der Verwandlung zum Kaminkehrer und eines Liebesabenteuers.

Ein Original war der Baron v. Handl, Besitzer eines hübschen Anwesens am Eingang des Bades Krankenheil, welches er testamentarisch der Universität München vermachte. Mit Vorliebe hielt er sich im Sommer in kurzer Wachs oder blauer Zwilchhose (*Drillich*) auf den Almen auf, mit den Almleuten sich anfreundend und wochenlang Freud und Leid teilend. Zu einem Hüterbub sagte er einmal, er solle ihn doch das Melken lehren. Erstaunt sah ihn der Bub an: „Wos, Du mögst a Baron sei un kunnst 's Melcha nöt?“ Auf der Benediktenwand, wo er damals weilte, hörte man 1870 von Tölz her das Viktoriaschießen, und als ein Hüter kam und erzählte, man habe den Napoleon gefangen, sagte Handl: „Nöt amal da hat ma sei Ruah“. Lange Zeit hielt er sich auf der Lerchkogelalm bei Fall auf, wo die Glaswab'n (*Glasl = Hausname, Wab'n = Kurzform von Barbara*), eine stramme Bauerstochter, Sennerin war. Die „Wab'n“ ging in kurzen Hosen herum und wie man sagte, zuweilen auch „Gamsei schiaß'n“. Der Baron machte lange Zeit den Getreuen der Wab'n, rührte Butter, kochte, schnitzte „Zuckeln“ (Holzschuhe, *von italienisch zoccole*) und nagelte sie, nur zuweilen ging er nach Fall hinab und wenn er lustige Gesellschaft fand, kam es ihm auf einige Flaschen Champagner nicht an. Die leeren Flaschen wurden durch die Fensterscheiben hinausgeworfen.

In der Nähe der Lerchkogel-alm, d.h. etwa 1 Stunde seitab gegen den Scharfreiter zu, lag eine Ochsenalm und als Handl einmal hinkam, ersuchte ihn der Hüter, er solle ihm doch auf die Ochsen schauen, er müsse nach Hinterriss hinab, komme aber bald wieder. Der Baron willigte ein. Es war ein heißer Tag und die Ochsen, von den großen Bergbremsen geplagt, stiegen empor zum Grate der Luderwände, wo der scharfe Gratwind sie vor dem Ungeziefer schützte. Der Baron hatte Angst, es möchte ihm ein Ochse abstürzen und ließ nicht ab, sie abzuwehren, weil er doch nicht gern für die Kosten der Abstürzler aufkommen wollte. Es dauerte drei Tage, bis der Hüter wiederkam, der keine andere Entschuldigung wusste, als dass er sich in der Hinterriss beim Tyroler Wein „versoffen“ habe.

Handl huldigte dem Freiluftsport bzw. Luftbädern und musste, um dies ungeniert tun zu können, sein Besitzum in Tölz mit einer hohen Mauer umgeben. Übermütige Burschen stürzten, als die Mauer im Baue war, einen Teil derselben ein. Handl ärgerte sich wütend und versprach dem Angeber eine reichliche Belohnung. War es Dummheit oder Bosheit, man las eines Tages im Tölzer Kurier eine Annonce des Maurermeisters des Barons: „Wer von der Dummheit des Barons von Handl etwas angibt, erhält 300 M. Belohnung.“ --- Handl, der an Schwindsucht litt und als Garçon (*junger Mann*) im schönsten Mannesalter starb, hatte sich lange vor seinem Tode einen prächtigen, seidengepolsterten Sarg machen lassen, den er in seinem Schlafzimmer aufstellte und zeitweise „anprobierte“ (den hölzernen Schlafrock).

Dr. Streber, der jüngst verstorbene Tölzer Arzt, war sein Hausarzt und glaubte, angesichts der drohenden Gefahr einen Münchner Kollegen als Consiliarus (*Berater*) beiziehen zu müssen. Nach stattgehabter Besprechung kamen die beiden Ärzte zu dem resignierten Kranken zurück und sprachen Trostesworte. „Ihr seid schöne Kerle, wollt helfen. Alle zwei wisst ihr nichts. Macht, dass ihr hinauskommt.“ So Handl. Er ließ sich nach seinem Tode zum großen Verdrusse der Tölzer Geistlichkeit in Jena verbrennen.

Der alte Demmelbauer, einer jener urwüchsigen Erscheinungen, die der Schnaps bis zu Methusalems Alter zu konservieren schien, war ein reicher Hagestolz, der mit seiner Schwester, der Urschel, auf dem großen Demmelhofe hauste. Er litt an einer Blasenfistel und legte sich

deshalb bis in seine ältesten Tage nicht ins Bett, sondern immer auf den Heuboden schlafen, Sommer wie Winter. Im Sommer machte er in seinem Originalkostüm mit offener behaarter Brust und einem Ränzlein, das die nötigen Effekten (*Papiere*) enthielt, gerne Reisen. Gen Italien reiste er, wie er mir erzählte, vorsichtig von einer Station zur anderen fahrend so weit, bis er die Leute nicht mehr verstand. Besonders gefiel es ihm aber am Rhein, wo er auf den Rheindampfern von den Reisegefährten gebührend bewundert und als Tyroler gefeiert wurde. „Da ham's mi eig'lad'n, an Tee z'trinka. Lusti is g'wen, aber auf e mal hob i den größten Rausch g'habt, dass i nimmer hab aufstehn kinna. Der Kapitän hot mi, wia ma in Köln ankemma san, ins naxschte Gasthaus führ'n lass'n, und do hob i mein' Rausch ausg'schlaf'n.“ Demmelbauers Reiseabenteuer!

Von dem Landrichter Pfitzer wurde schon erzählt. Er war bekannt dafür, dass er gern mal eine Mass zu viel trank. Bei einer Verhandlung gegen Wackersberger Bauern wegen Rauferei verlangte er von einem der Angeklagten, er solle einmal den Hergang der Sache genau erklären. „No woabst, Herr Landrichter, mir san halt g'mietli beisamm g'sessen und ham a Bier trinken. Auf a Mal ham mer z'viel g'habt, na woabst as scho selber, wias geht.“

VII. Lenggries. Die Flößer

Die Wallgauer und die Krüner Flößer, fast ausnahmslos große, hühnenhafte Gestalten mit dunklem Haar, verraten sich ihrer ganzen Erscheinung nach als Nachkommen eines lateinischen Volksstammes. Wegen ihrer Rauflust waren sie von den Lenggriesern gefürchtet, so dass man auf sie den Spruch gemünzt hatte: „Nach Wallgau und Krin, wenna's d nei kimmst, bist hin.“ Berühmt war der Schockel (Jakob) von Krün, der sich gern gegen eine Wette von ein paar Mass Bier anheischig machte, jeden Kettenhund aus seinem Häusel herauszuwerfen.

Die Lenggriesser Flößer verrieten durch gedrungene Gestalt und dunkles Haupthaar im Gegensatz zu der germanischen Abstammung der Bauern ihre starke Untermischung mit romanischen, vom Süden her zugewanderten Elementen. Sie waren energisch, an harte Strapazen und Arbeit gewöhnt, und so ein Flößer durfte sich nichts draus machen, mal den ganzen Tag in nassen Kleidern zu stecken, geschweige denn, auf nasse Füße zu achten. Mitten im Winter sah ich die Leute, bis zum Halse im Wasser stehend und unter Wasser die Köpfe der zu Wehrbauten eingerammten Pfähle mit der Wiegensäge (*sehr lange wiegenförmige Säge für 2 Mann*) abschneidend. Mit Bier schienen sie sich wieder erwärmen zu können, besser als andere Leute mit heißem Grog, denn ein Flößermagen konnte außen und innen viel Nass vertragen. Ihr Verdienst war ein guter und musste es sein, denn ohne kräftige Ernährung hätten sie die Strapazen ihres Berufes nicht ausgehalten. Die Lenggrieser Flößer waren aber auch witzig. Soffen einst deren 2 beim Alten Wirt in der Jachenau die ganze Nacht hindurch und auch den folgenden Tag. Als es zum Zahlen kam, hatten sie nicht genug Geld. Sie verabredeten, einen Streit anzufangen. Der Wirt hörte aufmerksam zu. Da packt einer den andern, drängt ihn zur Tür, auf welcher der Wirt die vielen Mass angekreidet hatte und wischt wie von ungefähr mit dem Buckel des Kameraden die ganze Rechnung ab. „Etzt woabst i, woas wollts, machts, dass ehs naus kimmts“ sagte der erheiterte Wirt und ließ seine Gäste ruhig davon ziehen.

Auf stolzer Höhe thront in der Nähe von Großhesselohle die einstmals dem Ritter Meyer von Meyerfels gehörige Burg Schwaneck, welche weithin das eingeengte Isartal beherrscht. Meyer von Meyerfels führte in seinem Wappen einen Sturmhut, den er überall über Türbögen, an Ecken und Pfeilern anbringen ließ und den die Bauern als „Guastl“ deuteten. Meyer hieß denn auch im Volksmund nicht anders als der Guastl-Meyer. Eines Tages steht er auf der Zinne seines Wachturms und späht gegen Süden in die Ferne. Lenggrieser Flößer kommen mit einem Floße die Isar hinab, es hieß aufpassen, denn ein Felsgebilde (*der Georgenstein*) mitten in der Isar bedroht dort die gebrechlichen Fahrzeuge. Meyer nimmt sein Sprachrohr zur Hand und ruft mit dröhnender Stimme hinab: „Woher des Weges kommt Ihr gezogen, Ihr Männer des Oberlandes?“ „Uns leckst am Oasch, Guastl Meyer“ tönte es zurück nach der Weise weiland Götzens von Berlichingen.

VIII. Lenggries. Sprichwörter und geflügelte Worte der Isarwinkler

Der Schwankei (Schwänkemacher), und davon gab es so manche, hatte bei jeder Gelegenheit einen Witz oder ein geflügeltes Wort zur Hand. „Auf der Alm da gibt's ka Sünd“ das war wohl das gebräuchlichste Sprichwort meiner Lenggrieser. Die Flößer aber sagten: „Über der Tölzer Bruck'n naus gibt's koa Sünd“, denn in München gabs gar manches, was daheim als Sünd und Schand gegolten hätte. „Wo's der Brauch is, legt ma d'Kuah ins Bett“ sagten treffend die Bauern, das nil mirari (*über nichts wundern*) in ihrem Sinn sich zurechtlegend. Ein richtiges psychologisches Urteil verrät sich in einem Sprichwort, das einen düsteren Charakter verurteilt. „Der sagt nöt Pfiat di Gott und nöt leck mi am Oasch, dös is der Allergröber.“

Der „Mirzenschnee düngt“ sagten die Bauern schmunzelnd, und wenn sie im Mai beim Bier saßen, dann hieß es wohl „Heunt kinna ma wieda nöt versauf'n, wos von Himmel obakömmt.“ „Bis Drikini (Dreikönig) wachst der Tag um an Hahntritt, bis Lichtmess um a ganze Stund“, „Vor Lichtmess is die Kält'n im Tal, nach Lichtmess in der Höh“, „Heirat'n is nöt Kapp'n tauscht“. Der Arzt musste in der Ausdrucksweise der Isarwinkler Bescheid wissen. Das akute Ekzem nannte man da „spaten Feierabend“. Jeder Schmerz wurde als „Wehdem“ bezeichnet. Vom Rheumatiker behauptete man, „er spürt halt jeden Überzug (Himmelsbewölkung)“ oder man frug ihn: „Spürst g'wiss dos unstaad Wetta?“ Die Verpflichtung zu individualisieren, geht aus dem auf die Arzneien sich beziehende Sprichwort hervor: „D'm Schmied hilfts, d'n Schneider bringt's um.“ „Warm halten und kalt nachtrink'n“ das war die Quintessenz der Diätik für den kranken Gebirgler. „21 Wassersupp'n“ aber gar kein übles Rezept für die Behandlung des akuten Gichtanfalles. Es gäbe wohl noch manche solche Bauernweisheit. Speziell habe ich mich dafür nicht interessiert.

Manches geflügelte Wort habe ich an früherer Stelle schon mitgeteilt. Mit Recht gibt Stieler in seinen Kulturbildern von Bayern an, dass für abstrakte Begriffe der Oberbayer in seinem Dialekte keine Ausdrücke habe. Wenn er solche, die er vielleicht gehört oder gelesen hatte, gebrauchte, dann geschah es oft missverständlich. So erinnere ich mich eines alten Bauernknechtes, der mit einem Blasenleiden behaftet zu mir sagte: „Dös is scho a rechte Leidenschaft“. Mit „G'schlampet macht wampet“ wurde der Schlemmer gemeint, zu einem Wiedergenesenen, der gut aussah, sagte ein altes Weiberl zweifelnd: „wenn's nur koa Schnapskopf is“. --- Auch den Kulturfortschritten kam das Volk in eigentümlicher Weise entgegen. Eine alte Person bewohnte im Dorfe eine kleine Hütte mit niederem Stübchen. Ich war erstaunt, in demselben zu Häupten ihres Bettes einen amerikanischen Röhrenbrunnen anzutreffen. „Ja, dös is kommod,“ erklärte die Alte „wenn's di mal in d'r Nacht dürscht, glei hast a frisch Wasser da“.

Nahezu 20 Jahre verlebte ich unter dem biedereren treuherzigen Gebirgsvolke, das auch seiner Wertschätzung meiner Person in treuherziger Weise Ausdruck verlieh. Höchlich gaudiert war einmal unsere Krankenhausoberin, Schwester Gorgonia Stöck, eine treffliche Ermelinderin, die sich in ihrem 13-jährigen Wirkungskreise in Lenggries ausgezeichnet zurecht gefunden hatte, als eine dankbare Patientin ihr erklärte: „Woaßt Oberin, di hab i scho recht gern, weilst gar so a kommod's Mensch bist“. Zu mir aber sagte einmal die alte Aschenloherin in der Rekonvaleszenz von schwerer Krankheit: „Gelt, pelz'st uns halt all'weil wieder z'amm, gelt alter Pelzer“. Und ein Bauer in Hohenwiesen sagte, als ich fortkam: „Ös tuats uns scho recht leid, dass fortkommt's; so lang Ös dag'wes'n seids, san mer umadum (in allen Stücken) verlassen g'we'n.“

IX. Berchtesgaden. Das Völkchen des Berchtesgadener Ländchens, Lebens- und Erwerbsverhältnisse derselben, hygienische Zustände.

Es war noch dunkle Nacht, als ich Ende Januar 1895 bei tiefem Schnee mit meiner Arche voll kleiner Kinder in einem Omnibusschlitten von Lenggries abfuhr, um in Tölz den ersten Eisenbahnzug zu erreichen. Für die Kinder war das ein Ereignis, das sie in die höchste freudige Erregung versetzte und sie wichen nicht von den gefrorenen Fenstern, bis endlich die

Anstrengung sie überwältigte und sie in der Chiemseegegend auf den Polstern des gut durchwärmten Coupés wie die Ölbergsjünger sanft und fest einschlafen ließ. In Berchtesgaden, woselbst ich meinen Posten schon mit 4.1. angetreten hatte, nahm ich vorläufig Quartier auf der Post, dann bezog ich eine Wohnung am Marktplatze, im 2. und 3. Stockwerk der Bärenwirtschaft, da Besseres für eine große Familie nicht zu haben war.

Das Schwanken meiner eigenen Gesundheit, wie die schwächliche Konstitution eines noch in Berchtesgaden erschienenen Nachläufers der großen, kräftig erblühenden Schar (*11 Kinder*) reiften in mir den Entschluss, auf bessere hygienische Wohnungsverhältnisse Bedacht zu nehmen und den Frauenhof zu kaufen, den ich 1897 im Frühjahr bezog. Ich hatte keinen Missgriff gemacht in sofern, als meine eigene Gesundheit sich wieder kräftigte, während mein jüngster Sohn von dem Monat an, wo er im Garten viel frische Luft genießen konnte, zu gedeihen anfang und sein schlechtes Aussehen verlor. 7 Jahre verlebten wir in der aussichtsreichen, frei gelegenen Villa, und noch gedenke ich dankbar der geistigen Erholung, den in angestrenzter Arbeit ein Blick auf den im Winter namentlich oft in zauberischem Morgenrot erglühenden Watzmann gewährte, des herrlichen Rundblicks auf die Kette der Tauern, das Brett, den Göll, Salzberg, Untersberg, Hochkalter, Hochspitz usw., für den Naturfreund eine reiche Quelle der Stärkung zu erneutem rüstigem, geistigem und beruflichem Schaffen.

Lenggries, welches in dem nach Norden offenen Isartale heftigen Lokalwinden ausgesetzt ist, die bei Berg- und Talwind bei beständigem Wetter nachts oft orkanartig niederbrausen, keinen Fall von Lungentuberkulose sah, der nicht innerhalb 1 ½ Jahren zum tödlichen Ende geführt hätte, sah ich in Berchtesgaden nicht nur manchen Fall von bereits 10 bis 20 jähriger Dauer, sondern auch nicht wenige Fälle sicher konstaterter dauernder Heilung. Hierin liegt der ganz besondere Vorzug Berchtesgadens, in dem es von keinem anderen Ort Deutschlands erreicht wird und erreicht werden kann. Den Verhältnissen genauer nachzuforschen und eine Klimatologie Berchtesgadens zu bearbeiten, war eine der nächsten Aufgaben meiner literarischen Tätigkeiten während der Zeit unfreiwilliger Muße.

„Berchtesgaden ist der Ort, wo ganze Familien sich den Winter hindurch mit Blumenpflücken ernähren“, sagte einst in treffender Weise mein Freund Postmeister, jetzt Postamtsinspektor Grahl, und er musste es am besten wissen, denn der Postversand der an den Südhängen des Untersbergs von Dezember an blühenden Pflanzen der Weihnachtsrosen (*Christrosen*) spielt in Berchtesgaden eine gewisse Rolle und zu Millionen werden die Blüten alljährlich in den Handel gebracht. In botanischer Richtung ist das Berchtesgadener Ländchen überhaupt hervorragend, manches Jahr blühen die Pflanzen zweimal und ich erinnere mich eines besonders schönen Herbstes, wo im November die Alpenrosen, die Cyklamen (*Alpenveilchen*) mit ihrem köstlichen Duft und die Weihnachtsrosen gleichzeitig in Blüte standen. Der Sommer hat einzelne heiße Tage, der Winter bringt manchmal viel Schnee, aber die Luft ist ruhig, die Temperatur meist nicht unter 5 – 6° C, und so konnten wir einen ganzen Winter hindurch mit leichtem Lodenmantel ausgehen. Beim Kohlhiesl tranken wir den Kaffee im Januar im Freien. Schnee fällt im Winter häufig und es erreicht die Schneedecke im Tal zuweilen die beträchtliche Höhe von 80 bis 100 cm. Die Wege werden indes von Schnee immer freigehalten. Die Schlittenfahrt bietet den Weihnachtsgästen großes Vergnügen, um so mehr, als die Temperaturen in der Regel angenehm sind, Winde fehlen.

Der Königssee friert alle paar Jahre zu und es ergießt sich dann eine wahre Völkerwanderung von Einheimischen und Fremden über die glatte Fläche des Eises, um zu Fuß, wenn nicht auf den von stämmigen Burschen geleiteten „Stachelschlitten“ (*niedriger Schlitten, der mittels Stangen mit Eisenspitzen angeschoben wird*), St. Bartholomä zu erreichen. Das Vergnügen des Bockschlitten-Fahrens, von Jung und Alt gepflegt, von Franziskanern und Krankenschwestern, „Herrschaften“ und sonstigen „gnä Herrn und Frauen“ betrieben, vereinigt oft in Massen die Leute in den Ausgangspunkten der fröhlichen Fahrt in Vorderbrand und Vordereck. Das Schauspiel von Wildfütterungen in Bartholomä und Hintersee lockt Hunderte und Tausende an, denen ein lebender Hirsch sonst nie zu Gesicht kommt. Hier sieht man sie zu Hunderten in geringer Entfernung.

Gerade die Gunst der Witterungsverhältnisse im Winter ist es, welche Berchtesgaden

berechtigt, sich als klimatischer Kurort par excellence zu bezeichnen und es verdient dieser Vorzug noch weit mehr gewürdigt und zum wirtschaftlichen Aufschwunge der so lange in Armut versunkenen Bevölkerung ausgebreitet zu werden. Erst von Mitte Februar ab wird die Witterung unbeständig, es kommt zu größeren Temperatursprüngen, zu größeren Differenzen zwischen Tages- und Nachttemperatur, die stärkere Isolation bildet einen weiteren Reiz und in diesen Faktoren bergen sich die größeren Gefahren für den Lungenkranken, die nur vermieden werden können durch entsprechende Haut- und Körperpflege, durch zweckmäßige Bekleidung, günstige Wohnungsverhältnisse, Vermeidung von Verkältungen (zu Hause bleiben bei nasskalter oder rauher Witterung) und last not least Klimawechsel bei besser situierten Kranken (Aufenthalt an der Riviera, in Madeira, Algier oder Ägypten). Erst von Mitte Mai ab kommt der Vorzug des Berchtesgadener Klimas wieder voll zur Geltung.

Statistisch ist nachgewiesen, dass die meisten Todesfälle an Lungentuberkulose sich in den Frühlingsmonaten März, April und Mai ereignen. Es sind die durch die klimatischen Schädlichkeiten bedingten lobulären und lobären Lungenentzündungen, welche den Rest der Widerstandskraft des Kranken aufzehren oder rasch das letale (*tödliche*) Ende herbeiführen. Ein Umstand aber, der besonders für Berchtesgaden als klimatischen Kurort für Lungenkranke spricht, ist bei dem Fehlen eines zentralisierten Kurlebens und der durch die topographischen Verhältnisse bedingten Zerstreuung der Wohnungen, dass nicht wie in Reichenhall und anderen ähnlichen Kurorten die Kranken in Wandelhallen, Konzertlokalen etc. zusammenströmen können und durch Anhäufung von Tuberkelbazillen an gewissen Orten eine neue Infektionsquelle für sich und für Gesunde schaffen können. Diese Erwägung zerstreut auch die Befürchtung, der man manchmal begegnet, dass durch vermehrten Zudrang von Tuberkulosekranken die Zahl anderer, besserer, mehr Aufwand machender Gäste vermindert werden könnte. Gerade für Gesunde wird Berchtesgaden durch seine zahllosen Naturschönheiten, durch die überreiche Gelegenheit für Sommer- und Wintersport allezeit seine bewährte Anziehungskraft ausüben und die Steigungsverhältnisse des Terrains verbieten es geradezu, solche Kranke, bei welchen die Atmungsfläche der Lungenbläschen und die Elastizität der Lungen schon wesentlich gelitten hat, sowie Kranken mit stärkeren Herzklappenfehlern nach Berchtesgaden zu führen. Für diese eignet sich Reichenhall weit besser.

Obst gedeiht, namentlich am Spalier in Berchtesgaden vorzüglich und es seien besonders Frühtrauben und Pfirsiche als rentable Spalierzucht erwähnt. In Reichenhall gedeiht die Edelkastanie und es wird nur eines Versuches bedürfen, um zu beweisen, dass dies auch im Berchtesgadener Land der Fall ist. Die Landwirtschaft stände auf einer höheren Stufe, hätte nicht die Verarmung der Bevölkerung in früheren Jahrhunderten deren Entwicklung lange Zeit gehemmt. Erst den letzten Dezenien und dem zielbewussten Eingreifen amtlicher Stellen und des landwirtschaftlichen Vereins blieb es vorbehalten, die Viehzucht und die Wiesenkultur einigermaßen zu heben. --- Über geschichtliche und kulturelle Verhältnisse unterrichten uns in ausgezeichneter Weise die Schriftchen von L. Gehring, welche im Verlage von C. Ermisch erschienen sind. Sie sind geistvoll geschrieben eingedenk des Grundsatzes „in der Beschränkung zeigt sich der Meister“, zu lesen eine Wonne für literarische Feinschmecker.

Ich war erstaunt, als ich von Lenggries kam, den kleinen schwächlichen Viehschlag der Berchtesgadener Bauern, deren unfruchtbare, kaum handhohes Gras hervorbringenden und von Egerlingen zerfressenen Wiesen zu sehen. Es fehlte, wie eine alter Spruch sagt, an dem Mixtus (*Mist*), denn „wo kein Mixtus, da ist auch kein Christus“. Aber man verkannte den Grund der Missstände in abergläubiger Weise und zelebrierte (vielleicht heute noch) in der scheunenartigen Loiplkapelle ein feierliches Hochamt „zur Verhütung des Egerlingfraßes“. Mist, Eggen, Umackern, Kunstdüngen hätten in diesem Falle größere Wunder gewirkt als die frommen Mittel eines entarteten Glaubens. Innerhalb der Grenzen der ehemaligen gefürsteten Probstei, welche 1810, also vor 100 Jahren, durch Staatsverträge der Krone Bayerns zufiel und deren Geschichte hier nicht näher erörtert werden soll, lebt seit mehr als tausend Jahren ein Völkchen eigener Art, das im Gegensatze zu den Isarwinklern sich keineswegs durch Körpergröße, Stärke, Energie und musikalische Veranlagung auszeichnet, das im Gegenteile mehr von Mittelgröße mit braunem Haupthaar, mehr weicher Gemütsart ist, ohne herrischen Charakterzug, unterwürfig und stets

bereit, auf die Hilfe anderer Leute zu vertrauen, die eigene Kraft aber nicht hoch einzuschätzen.

Es ist dies das Resultat der geschichtlichen Verhältnisse, der früheren knechtischen Abhängigkeit von dem geistlichen Regimente, dem gänzlichen Fehlen historisch bedeutsamer oder kriegerischer Ereignisse in vergangener Zeit, der durch Gesetz und Verordnung verschärften Abschließung der Bevölkerung innerhalb der Grenzen des Ländchens, der schwierigen Verkehrsverhältnisse und Abgeschlossenheit der Gemeinden und der hierdurch geförderten Inzucht. Erst die bayrische Zeit hat Wandel geschaffen durch die Heranziehung der jungen Leute zum Militärdienste, durch Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, der Schulverhältnisse, durch Hebung des Wohlstandes. Aber erst in den letzten zwei Jahrzehnten durchdringen die Segnungen der Neuzeit auch die äußeren Kreise der ländlichen Landesbewohner mehr und mehr.

Dass ein völliger Ausgleich schon stattgefunden hätte, oder doch schon in nächster Zeit stattfinden würde, das zu behaupten wird niemand wagen, der wie der Arzt die Qualität der Bewohner Berchtesgadens genauer kannte. Der Amtsarzt insonderheit ist berufen, den einschlägigen Verhältnissen nachzuforschen, genaue Verzeichnisse über Geisteskranke, Epileptische, Krüppelhafte etc. zu führen, was durch die natürliche Begrenzung des Landes vollkommen ermöglicht ist, mehr als in den Großstädten. In Nürnberg z. B. war es so schwierig, diese amtsärztliche Aufgabe zu erfüllen, dass der Magistrat es jahrelang ablehnte, die Verzeichnisse anzulegen bzw. evident zu halten. Der Amtsarzt erstaunt denn auch bei näherem Zusehen über die Menge degenerierter Erscheinungen in Berchtesgaden, über die relativ große Zahl der Geisteskranken, der geistig Invaliden, der Epileptischen, der Idioten und Blödsinnigen, der Krüppelhaften, der Zwergwüchsigen etc. und die Fürsorge für diese Leute nimmt einen wesentlichen Teil seiner Amtstätigkeit in Anspruch. Die Berchtesgadener, des häufigen Vorkommens der Geisteskrankheit bewusst, trösten sich mit dem Schnadahüpfel: „Griadiridirall / Narren gibt's überall / aber nöt nach der Wall (*Wallfahrt*) / wie z'Reichenhall.“ Letzteres gab nämlich in diesem Punkte Berchtesgaden nichts nach.

Meine Lebenserfahrung gebot mir, mich mit besonderem Interesse der Unglücklichen anzunehmen, dankbar erkannten dieselben das fühlende Herz und viele begrüßten mich, wo sie mich sahen, als Freund. Ich hatte deshalb auch nie die geringsten Schwierigkeiten, wenn ich im amtlichen Auftrage bei ihnen erschien, um die Verbringung in Irrenanstalten einzuleiten. Interessant waren die mongoloiden Formen des Cretinismus (*Schwachsinn*) und die abnormen Produkte schwachsinniger Schnitzer und Spielzeugmacher, die paranoiden Erfinder u. A. Es verlohnte sich fast, diese Produkte zu einer kleinen Sammlung zu vereinigen, in der die „Buschreiter“ des A..., Pifferröslmachers („*Pifferrösl*“ sind *Holzpfeifen in Pferdeform mit Reiter*) von Bischofswiesen, die apokalyptischen Tierfiguren eines Königseer Schnitzers, die Gehmaschinen und Modelle eines Berchtesgadener Bruderhausinsassen, dessen Patentschriften und der Flugapparat eines Schönauers nicht fehlen dürften. Letzterer war einfach genug. Der Bidermann erstieg, die Arme mit ?? als Flügel bewehrt, wie weiland der Schneider von Ulm sein Hausdach und sauste in kühnem Fluge – auf den Misthaufen herab. Es bedarf wohl nur dieses Hinweises, um den Wert der bäuerlichen Misthaufen als lebensrettendes Schutzmittel für unbeholfene Aviatiker ins rechte Licht zu setzen.

Schon der Dialekt der Berchtesgadener mit vielen Anklängen an den Dialekt der Oberösterreicher ist von degenerativem Charakter, die Sprache ist monillierend, Buchstaben und Silben werden verschlungen, gewisse Provinzialismen sind eigentümlich und es ist deshalb die Berchtesgadener Sprache dem Norddeutschen kaum verständlich. An uralte prähistorische Zeiten, da noch die Wild- oder Ziegenklauen als Löffel dienten, erinnert das heute noch gebräuchliche Wort „a Huafl“. Einen heiklen wählerischen Menschen nennt der Berchtesgadener „a gliabassig's Luada“. „Duigang“ heißt soviel wie Stuhlgang, „Duischlachten“ Masern, „Winuss“ Influenza etc. „A Vota's Schroa is mehra als a Muada's Stroa“ (*eines Vaters Schrei ist mehr als einer Mutter Streich*). Ich hoffe Gelegeheit zu finden, das Vokabularium J. Kerschbaumers, des hochverdienten Pflegers der Lokalgeschichte und Conservator des in der Schnitzschule aufgestellten historischen Museums zu bearbeiten und zu veröffentlichen.

Die stoische Philosophie des Berchtesgadeners prägte sich aus in den oft gehörten Worten: „Aber naa, sein duat's was“. Zartere Ausdrücke oder Umschreibungen für gewisse natürliche

Vorgänge fehlen in Berchtesgaden vollständig und die Verwechslung von „mögen“ und „können“ hätte im Jahre 1870 einem Berchtesgadener Kanonier bald das Leben gekostet, als er auf einen Befehl seines Offiziers sagte: „i moog net“ statt „i kann net“. Er war zu standesrechtlichem Erschießen wegen Gehorsamsverweigerung vor dem Feinde verurteilt, als ihn ein Landsmann durch die Aussage rettete, dass man in Berchtesgaden nicht anders sage als „nicht mögen“ (*nicht vermögen*) statt „nicht können“.

Was die Erwerbsverhältnisse der Berchtesgadener betrifft, so sind ihm Erwerbsquellen die Landwirtschaft, mit geringen Ausnahmen Kleinbetriebe (in Berchtesgaden heißt auch der Kleinhäusler Bauer), der Bergbau (Bergknappen), die Salzgewinnung (Sudmeister, Pfannhauser, diese in früheren Zeiten auch Überzieher genannt, es gab also auch „Überzieher Witwen“), die Schnitzerei und die Verfertigung von Schachteln, Holzspielwaren und anderen Produkten aus Holz (Schäffel, Flöten, Schlitten und dgl.). Dazu kommt in meiner Zeit der Betrieb der Baugewerbe (Maurer, Zimmerleute, bei dem es lange Zeit noch magere Verdienste gab - 1895 hatte der Maurer noch kaum mehr als 2 M. bis 2,25 M. Tagelohn), welche durch den Bau von Villen und Hotels mehr und mehr zur Blüte kam, aber dann auch die Fremdenindustrie (Bergführer, Hotelbedienstete, Wohnungsvermittlung etc.) und das Verkehrswesen.

Der Berchtesgadener ist ein Bergläufer wie kein zweiter und als Ideal der Berufstätigkeit gilt ihm die Anstellung als Postbote, aber besonders ist sein Ziel, Hausmeister in einer Villa zu werden und unter bescheidenen Ansprüchen treu seinem Herrn zu dienen. Nicht zu vermeiden ist es, dass die Fremdenindustrie ihre Auswüchse gezeitigt hat: Die - durch kritiklose Zahlungsbereitschaft seitens höhere Preise gewöhnter Norddeutscher - gesteigerte Begehrlichkeit brachte Berchtesgaden in den Verruf, ein ungebührlich teurer Aufenthalt zu sein und dass einzelne den „Fremdenfang“ in schamloser Weise betrieben. Wo nur möglich, hat die Behörde und der Verschönerungsverein dem sich widersetzt, während aber auch bei der geringen Produktivität der Berchtesgadener Landwirtschaft und der Notwendigkeit, die Hauptsumme der Lebensbedürfnisse von auswärts zu beziehen, sich die natürliche Notwendigkeit ergibt, höhere Preise zu halten, als man sie auf dem platten Lande gewohnt war. Nicht zu vergessen, dass der Einfuhr von dem benachbarten Österreich her durch Zölle gewisse Schranken gesetzt sind.

Die Schnitzerei, die Berchtesgadener meistern besonders das Tierstück (Hirsche, Gämsen etc.), wird durch Schnitzschulen auf die Höhe der Zeit zu heben versucht und was seitens dieses Institutes auch in modernem Genre geleistet wird, das konnte auf der Nürnberger Landes- Kunst- und Gewerbeausstellung 1905 bewundert werden. Eine ständige Ausstellung der Erzeugnisse in der genannten Schule gibt dem Fremden Gelegenheit, sich von dem neuerdings sehr gehobenen Stande der Schnitzerei im Berchtesgadener Lande zu unterrichten. Bedauerlich aber ist es oder war es, dass unsere besten Tierschnitzer, für den Absatz ihrer Ware auf den Verleger angewiesen, kaum 2 M. am Tage verdienten und daher erklecklicheren Verdienst oder eine Anstellung als Postbote vorzogen. Die Bronze- und Blechindustrie hat aber die Holzschnitzerei lahm gelegt. Die einheimische Holzschnitzerei vermag sich aber auch heute noch nicht von dem Banne einer starren Tradition loszumachen.

Das Handwerk ist hauptsächlich im Markte Berchtesgaden vertreten, ebenso wie der Handel von jeher dort seinen Sitz hat. Während in früheren Jahrhunderten der „Verleger“ seine Spielwaren weithin, besonders nach Venedig und den Orient absetzte, hat dieser Handel im Laufe des 19. Jahrhunderts seine Bedeutung eingebüßt, einmal durch den Niedergang der Schnitzerei und Holzfabrikation an und für sich, dann aber auch durch das Erblühen anderer Industriezentralen durch jene höchst unpolitische Vertreibung der Protestanten aus dem Berchtesgadener und Salzburger Lande, welche die Industrie vornehmlich nach Nürnberg und Sonneberg verpflanzten (Das auf dem Viktualienmarkte in Nürnberg zur Osterzeit auftauchende und verhandelte „Gärtle“ lässt heute noch die untrüglichen Merkmale der Berchtesgadener Holzspielwarenschnitzerei in Ausführung, Geschmack und Farben deutlich erkennen). Dort aber entwickelte sich die Industrie in neuzeitlichen Bahnen, während der konservative Berchtesgadener Schnitzer, Holzschachtel - und Spielwarenmacher heute noch die gleichen Muster produziert wie vor 3 oder 400 Jahren. An die alte Verlegerherrlichkeit erinnern noch die Stuckfassaden der schmucken Häuser des Marktplatzes in Berchtesgaden und alte

Freskogemälde (Rückseite des Bauernwirthshauses/*Brauwirthshauses*). Es muss fremdes Blut her, und erfreulich ist die Tatsache, dass der gegenwärtige Inhaber der alten Firma „A. Kaserer“ mit Erfolg den Konkurrenzkampf mit den Erzeugnissen Nürnbergs und Sonnebergs aufgenommen hat.

Wenn von den Erwerbsverhältnissen der Berchtesgadener die Rede ist, so können die Verhältnisse der Schifffahrt auf dem Königssee um so weniger unerörtert bleiben, als das Jahr 1908 durch die Einführung der Motorschifffahrt einen gänzlichen Umschwung herbeigeführt und den früheren Betrieb - wie er so lange in seiner Gestaltung zurückreicht, als der Fremdenverkehr Bedeutung gewonnen hat - in dem Schoße der Geschichte untergehen ließ. König Max II hielt sich auf dem Königssee sein eigenes Hofschiff mit kostümierten Matrosen. Die Ausübung der Schifffahrt ist ein altes Recht des Schiffmeisters, und dieser wirbt aus dem Stande der Bauernknechte und Mägde zur Sommerzeit sich die nötige Anzahl von Schiffern und Schifferinnen zur Führung der größeren und kleineren Gesellschaftsschiffe und des idyllischen Kahnes.

Wer erinnert sich nicht mit Entzücken der Reize der Fahrt über den Königssee nach dem Obersee mit dem Wasserfalle der Fischunkel im Hintergrunde, der steil in den See abstürzenden Wände des Watzmanns und des Brettes. Aber niemand bemitleidet den Berchtesgadener Bauern, der vor der Hauptzeit landwirtschaftlicher Arbeit stehend seinen besten Knecht, seine beste Dirn von dannen ziehen lassen muss - sich jahrweis zu verdingen, ist bei den Berchtesgadener Bauerndienstboten schon lange nicht mehr üblich - und dann zusehen kann, wie er seine Heuernte zur rechten Zeit einheimst. Die Schiffer und Schifferinnen haben bei gutem Wetter einen guten Verdienst - sie verstehen sich auch darauf, ein gutes Trinkgeld von ihren Fahrgästen zu fordern - bei schlechtem Wetter aber mussten sie beim Schiffmeister ihren Verdienst in Bier umsetzen und bei Kartenspiel, Musik und Gesang ging es in der Regel fidel zu. Dass die Verhältnisse zwischen den jungen kräftigen Burschen und den schmucken Dirndl'n sich nicht auf religiös-sittlicher Grundlage aufbauten, lässt sich unschwer erraten. So hatte denn die poesievolle Idylle auch ihren tiefschattigen Hintergrund, über den Verständige zu klagen oft berechtigte Ursache hatten.

Im Winter gefriert der Königssee alle paar Jahre zu, und es entwickelte sich zu meiner Zeit wiederholt ein Leben auf dem Eise, wie man es nur an den Vergnügungsorten der Großstädte antrifft. Eine wahre Völkerwanderung von Berchtesgadenern, Salzburgern, Reichenhallern und Münchnern entwickelte sich an einem Sonntag-Nachmittag auf dem Eise des Sees. Scharenweise strebte man der Wirtschaft St. Bartolomä zu, wo bald der letzte Platz von Kaffeegästen gefüllt war und der Förster und sein Hauspersonal alle Hände voll zu tun hatten, die Wünsche der Gäste zu befriedigen. Eisschützen, Schlittschuhläufer belustigten sich auf dem glatten Eise, in sausender Fahrt ließen sich Reichere auf dem „Stachelschlitten“ über den See setzen.

Das beliebteste Wintervergnügen der Berchtesgadener und der Wintergäste ist aber der Rodelsport, besonders von Vorderbrand herab zur Königssee-Straße (Bahnlänge 12 km) und nicht allein Bauernburschen, Dirndl'n, Jung und Alt, auch der Doktor, die Hebamme, der Geistliche, der Franziskaner und die Krankenschwester bedienen sich des Bockschlittens, um von der Höhe zum Tale zu gelangen, viel Zeit zu sparen und sich zugleich das Vergnügen einer Bockschlitten-Fahrt zu verschaffen. Selbst S. k. Hoheit, der Prinzregent, ist diesem Vergnügen nicht abhold und lässt sich alljährlich bei seiner Anwesenheit in Berchtesgaden im Winter von einem stämmigen Holzknecht auf einfachem Schlitten von Vordereck herabfahren. Die Gewandtheit der Leute im Lenken dieser Schlitten auch an den gefährlichsten Stellen vorüber erregt die Bewunderung eines Jeden, der mit Land und Leuten noch nicht vertraut ist.

Ich kann dieses Kapitel nicht verlassen, ohne mich zu erinnern, dass der alte Köberl, ein Ehrenmann durch und durch, langjähriger Pächter des der Kriss'schen Brauerei gehörigen Neuhauses mir als *laudator temperis percreati* (*Lobredner vergangener Zeiten*) öfter erzählte, seine guten Zeiten seien die 20-er und 30-er Jahre des vorigen Jahrhunderts gewesen. Da seien noch die Engländer mit einem Vierspanner von Salzburg hereingekommen, hätten bei ihm im Neuhause übernachtet und die Zeche hätte bestenfalls eine Krone betragen. O quae mutatio

rerum (*wie haben sich die Zeiten geändert!*)!

Die Ernährungsverhältnisse des Landvolks waren, als ich meine amtsärztliche Tätigkeit antrat, durchweg ärmliche. Sie besserten sich erst, als der landwirtschaftliche Verein anfang, Kraut und Kartoffeln in größeren Mengen einzuführen. Vorher war sogar die Kartoffel in den meisten Häusern unbekannt; zu Weihnachten aß man zum Schweinernen etwas Salat mit Roten Rüben, sonst aber kam das ganze Jahr hindurch kein Fleisch, keinerlei Gemüse auf den Esstisch des Berchtesgadener Bauern, Bergmanns, Schnitzers, Drechslers. Immer und ewig die gröbsten Mehlspeisen geringer Abwechslung. Für den Arzt ein schwerer Standpunkt. Denn auch die Kochkunst befand sich auf der mindersten Stufe ärmlicher Verhältnisse. Kein Ei, kein Wein, oft keine Milch, keine Möglichkeit, ein Bad zu verordnen. Eine Bergknappenfrau von Gern erzählte mir von den Zeiten der Teuerung, die sie in ihrer Jugend mit den Eltern durchzumachen hatte. Die Ofennudel wurde von Habermehl (*Hafermehl*) gemacht und statt der Butter das Lampenöl des Bergmanns, das er sich „auf der Schicht“ erspart hatte, dazu genommen. „Und denn haut der Vota uns no auf d' Finger“ erzählte die Bergmannstochter, „und sagt: habt's denn no nöt gnuua, ös g'fräßigen Luada! Damit er den letzten Bissen bekam!“

Wie der Jachenauer sich vom Lenggrieser merklich unterscheidet, so auch der Ramsauer vom Berchtesgadener. Von mittelgroßem, kräftigen brünetten Schläge ist er besser genährt, leistungsfähiger, intelligenter und leidet kaum an degenerativen Entwicklungserscheinungen, da er nicht selten sein Weib aus dem benachbarten Tyrol herüberholt. Er ernährt sich ausschließlich von Viehzucht, Land- und Forstwirtschaft und findet auf größerem Bodenbesitz ein besseres Auskommen. Kein Wunder, dass Geistliche und Lehrer in der Ramsau gern ausharren und auch dem Arzte muss die dortige Bevölkerung sympathisch sein. Einige Anwesen liegen in tiefem Winterschatten, die Mehrzahl aber in sonniger, freier Höhenlage. Der Soleleitungsweg vom Söldenköpfl bis zum Taubensee ist ob seiner landschaftlichen Schönheit weltberühmt, der Blick in das Berchtesgadener Land, das Wimbachtal, auf den Hintersee, Hochkalter, Blaueis (Gletscher) unvergleichlich. Wie die Jachenauer, so zeichnen sich auch die Ramsauer durch gute Schulbildung aus.

Unter den Berchtesgadener Pfuschern fand sich auch eine Art Heilmagnetiseur, der alte Gamsgrubner, dessen abergläubische Dummheiten leider zu meiner Zeit noch ihr Publikum fanden. Ich erfuhr eines Tages, dass er bei einer von Collega P. geleiteten künstlichen Geburt in Schönau als occulter Consiliarus (*verborgener Berater*) versteckt im Nebenzimmer tätig war. Als ich ihm begegnete, frug ich ihn vertraulich um den Hergang. „Ja, ohne mich wär's halt nöt ganga“. „No, wia hast as nacha g'macht?“ „Ja schaug's Herr Bezirksarzt, des hob i von meim Großvota g'lernt. Im Frühjoar muass ma die Händ mit Froschloach tüchtig eirei'm, na b'haltens d'Elektrizität as ganze Joar.“ Ich entließ den Biedermann mit freundlichem Augenzwinkern. Seinen Sohn aber musste ich bald darauf als einen gemeingefährlichen Irren nach Gabersee (*„Irrenanstalt“ bei Wasserburg/Inn*) schaffen lassen.

Während die Namen der Lenggrieser Bauern durchweg edlen Charakters sind, finden sich unter den Bewohnern des Berchtesgadener Landes Geschlechternamen, welche seinerzeit, möchte man meinen, als eine Art Kirchenstrafe (siehe die Namen für die illegalen Kinder in Lenggries) verhängt wurde oder vielleicht auch in Anschluss an anekdotenhafte Begebenheiten entstanden sein mussten. „Punz“ und „Pintus“ erinnern schon an *cunus mulieres* (*weibliche Scham*), mehr aber noch Votz, ein Name, der besonders in der Ramsau häufiger vorkommt. Wie nett, wenn das Votz-Dirndl im Volksmunde schlechthin als Votzei, die Tochter des Punz als Punzei bezeichnet werden.

Eine drastisch laszive Erotik scheint hiernach unter den Fürstpröbsten ihre höchsten Triumpfe gefeiert zu haben und an Anklängen an alte Zeit fehlte es auch in den ersten Dezenien des 19. Jahrhunderts, die als *chronique scandaleuse* bezeichnete, nicht. Aus Fürstpröbstlichen Zeiten hatte sich manche Anekdote im Volksmunde erhalten. Einer der Fürstpröbste muss ein gegen das weibliche Geschlecht seiner Untertanen sehr zuvorkommender Mann gewesen sein, denn eine junge Bäuerin sprach zu ihm bedauernd: „Schad is, dass d' a Geistlicher worn bist, weilst a so a guata Fahs'n (Fahse, Stier) g'wen werst“.

Wie es in den Klosterzeiten mit der Krankenpflege und der sozialen Fürsorge stand,

darüber konnte ich den in Berchtesgaden selbst vorhandenen urkundlichen Quellen des Magistrates, des Pfarramtes und der k. Saline nicht allzu reichliche, aber immerhin interessante Daten finden, welche ich in der zur Feier der Eröffnung des neuen Krankenhauses herausgegebenen Festschrift veröffentlicht habe (Im Selbstverlage des Krankenhauses - Oberin - erschienen). In hygienischer Beziehung fand ich bei meinem Amtsantritte ein noch unbebautes Feld vor und insbesondere wurde mir seitens der k. Regierung die Aufgabe gestellt, bei den unhaltbar gewordenen räumlichen und hygienischen Verhältnissen des Krankenhauses, des ehemaligen Doktorhauses am Doktorberg auf die Erbauung eines neuen zeitgemäßen Krankenhauses hinzuwirken. Gerade das entsprach meiner Vergangenheit, denn auch in Lenggries war ein neues Krankenhaus nach meinen Ideen entstanden und hatte ich mich in die Frage des Krankenhausbaues schon eingearbeitet. Ich studierte zunächst die Verhältnisse älterer Zeit und die Entwicklung des alten Krankenhauses, der „König Ludwig I Krankenhausstiftung für Berchtesgaden und Schellenberg“.

Im alten Krankenhaus fand ich unmögliche Zustände vor. Die Irren verwahrte man in einem wahren Narrenkäfig hinter einem starken Holzlattenverschlag. Es hatte eines besonderen Regierungsauftrages bedurft, den Ring auf der Mauer zu entfernen, an dem man bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts tobsüchtige Irre mit eisernen Ketten angehängt hatte und das Loch, in welchem der Ring befestigt war, ließ erst ich zumauern. In dem vorbeifließenden Klosterbach, der zur Villa Sandor, zum Bezirksamte, zum kgl. Schloss etc. in starkem Gefälle hinabfloss, wurde die Wäsche Typhuskranker gewaschen, auch wohl Excremente und Harn solcher Kranker achtlos hineingegossen. Typhusfälle in der Villa Sandor waren das Ergebnis solcher in der medizinischen Presse bekanntgegebenen Fahrlässigkeit. Vergitterte Räume oder Parterre-Räumlichkeiten für Kranke waren nicht vorhanden und so sprang mir einmal eine an hysterischem Irrsinn leidende Person zum Fenster des 2. Stockwerks hinaus. Ein Telefondraht und die lockere Gartenerde verhüteten größeres Unglück, unverletzt wurde die Kranke in ihr Bett zurück gebracht.

Blatterninfektionen waren 1871 als Hausinfektionen vorgekommen, da man nicht genügend Wäsche hatte. Die primitiven Aborte befanden sich auf bretterbeschlagenen Gängen, die nur ungenügend gegen Wind und Wetter geschützt waren. Eine Trennung nach Geschlechtern war unmöglich. Mangels eines Leichenhauses wurde die Leichenkammer des Krankenhauses vielfach auch für verstorbene Fremde benutzt, die Leichen wurden ganz unnötig hin und her geschleppt und manche Aufregung unter den über der Leichenkammer untergebrachten Kranken verursacht. Die Schwestern hausten in bedrängter Enge und mussten beim Gange ad locum (*zur Toilette*) sich ins Freie begeben. Unter solchen Verhältnissen arztete ich am alten Distriktkrankenhause noch 8 Jahre und es bedurfte guten Mutes seitens des Arztes und der Schwestern, all die Unbilden der Verhältnisse zu ertragen und die Verantwortung für solch schlimme Verhältnisse zu übernehmen.

Anfänglich begegnete ich seitens der Schwestern, nicht minder aber seitens des k. Bezirksamtmannes Grafen Dumoulin ernsten Zweifeln, ob ich imstande sein würde, das große Werk eines Krankenhausbaues in Szene zu setzen. Der Amtsvorgänger hatte viele gute Worte verloren, ohne der Frage praktisch näher getreten zu sein, und die ärmlichen Verhältnisse des Distrikts schienen keine Möglichkeit zu gewähren, für das Werk ein größeres Kapital aufzubringen. Ich tröstete mehr als einmal die zweifelnde Oberin mit dem Ausspruch: „Was in Lenggries in 6 Jahren möglich war, das sollte in Berchtesgaden unter wesentlich schwierigeren Verhältnissen in etwa 8 Jahren auch möglich sein“. Und so kam es.

Mein Vertrauen wurde nicht getäuscht, man gründete auf meinen Vorschlag einen Krankenhausbau-Fond, in welchem sich in der Zeit von 4 Jahren, dank insbesondere der Rührigkeit des Amtsnachfolgers v. d. Heydte's, des leider so früh dahin geschiedenen Baron von Berchtolsheim, 70 000 M. ansammelten. Die Veranstaltung eines Basars hatte allein ein Reinertragnis von 18 000 M. ergeben. Das Protektorat hatte I. k. H. Prinzessin Ludwig II (??) übernommen. I. M. die Kaiserin und andere hohe Gönner spendeten wertvolle Geschenke, der hohe Adel widmete sein volles Interesse der wohltätigen Veranstaltung. Schon unter v. d. Heydte hatte die Standortfrage die Gemüter erhitzt, nachdem der Genannte ein in der Nähe des Grand

Hotel gelegenen Teil des Kugelfeldes unter Vorbehalt gekauft hatte. Es erschien sogar eine in München verfasste und gedruckte Agitations-Broschüre mit dem Erfolge des Rückzuges des k. Bezirksamtes.

Schließlich hatten wir dabei nichts verloren. In 8 Jahren stand das neue Krankenhaus an einem wundervollen Platze, einem Teil des Hilger Anwesens, abgeschieden vom großen Verkehrstrübel, mit herrlicher Aussicht auf den hohen Göll, Salzberg, Untersberg, die Gern und das Lattengebirge. Und hatte auch ein Bezirksamtmann, der sich zuerst um den Bau energisch bemüht hatte, erklärt, mehr als 150 000 M. dürfe der Bau nicht kosten, so hatte das Unternehmen doch schließlich 330 000 M. verschlungen. Aber die Anstalt befriedigte, der Distrikt konnte stolz sein auf das erworbene Eigentum und die folgenden Jahre erwiesen, dass auch in ökonomischer Hinsicht kein Missgriff vorlag. Das Krankenhaus rentierte sich und war im Sommer von hilfeschuchenden Fremden gut besucht. Mit Vergnügen erinnert man sich noch der vielen wohltätigen Veranstaltungen zu Gunsten des Krankenhausbau - Fonds, der Vortragsabende, der Schauspielerinnen Willbrandt-Bandius und Amalie Schönchen, verschiedener Konzerte, um deren Veranstaltung sich Citzky und dessen Tochter, eine brillante Sängerin, hervorragend verdient machten, der Vorträge R. Voss's, der Aufführungen von Theaterstücken unter Mitwirkung des Barons Berchtolsheim und der Aufführung komischer Operetten.

Der Tag der Eröffnung der Anstalt stellte ein zwar schlichtes, aber doch für die Geschichte Berchtesgadens besonders bedeutungsvolles Fest dar, an dem S. k. Hoheit der Prinzregent und I. k. H. die Frau Herzogin Adelgunde von Modena persönlich sich beteiligten. War dies doch der Tag, wo die Stiftung des höchstseligen Königs Ludwig I „König Ludwig I. Krankenhausstiftung“ zur großen Freude der erlauchten Kinder des Stifters in neuer Gewandung, vollkommen zeitgemäß, gewissermaßen glanzvoll aus dem Staube sich erhob. S. k. Hoheit hielt eine Ansprache an „seine lieben Berchtesgadener“, und als derselbe den Operationssaal des Hauses betreten hatte, überreichte er mir persönlich das Dekret meiner Ernennung zum Medizinalrat.

Bei der Erbauung des mit allen modernen Einrichtungen versehenen Distrikt-Krankenhauses (zuletzt wurde auch noch eine meteorologische Station an demselben errichtet) konnte man aber unter dem Drucke der Zeit nicht stehen bleiben, es wurde nach mancherlei Kämpfen ein schon seit 70 Jahren von der Regierung gefordertes Leichenhaus erbaut, nachdem sich die Fantasie über das „wie“ ausgetobt hatte (ein Vorschlag ging dahin, dasselbe unterirdisch anzulegen, ein anderer, dasselbe in der Form eines Schweizer Hauses zu bauen), nachdem gewisse Vorurteile überwunden und die grässlichen Missstände meinerseits in ausführlichen amtlichen Berichten dargelegt worden waren. Der Bau erhielt eine würdige Gestalt, da die erste Baubehörde mit Rücksicht auf den Umstand, dass die Leichenhalle im Gesichtskreis des kgl. Schlosses liegt, den Entwurf geliefert hatte.

Berchtesgadens wurde aber auch vollständig kanalisiert und das Schwemmsystem obligat eingeführt. Die Kanalisation wurde von der bekannten Firma Holzmann und Cie stellenweise, da der Boden felsig war, unter großen Schwierigkeiten ausgeführt. Wochenlang musste Fels gesprengt werden, als der Kanal durch den Schlosshof, den Torbogen und den Neuhaushof durchgeführt wurde. In einem Falle wollte uns einer der einflussreichsten, mehr schreierischen als intelligenten Bürger beweisen, dass sein Abortsystem das Beste sei. Seine hölzerne Abortröhre mündete über einen offenen Kanal im Kuglergraben. In dem Kanal lag eine Steinplatte, auf welcher sich die festeren Exkreme von der Sonne beschienen zu einem Cimborasso en miniature häuften, während die flüssigeren Teile Richtung Kuglergraben vorbeiliefen. So war dieser Kanal ein wahres Eldorado für Ratten. In einem anderen Falle hatte es der mit seinem Hause höher wohnende Nachbar fertiggebracht, mit Hilfe einer defekten Abortröhre dem Tieferliegenden förmlich auf das Hausdach zu sch...(*scheißen*). Nicht als Zeichen seiner nachbarlichen Verachtung, sondern lediglich aus Mangel an Verständnis für die Bedeutung hygienischer Einrichtungen.

Der Typhus, der gefürchtete Störenfried der Saison, war aber auch mit einem Schlage aus Berchtesgadens Mauern geschwunden und nur in den äußeren Bezirken traten noch Fälle der Krankheit auf. Die Kriss'sche Brauerei - *heute Hofbrauhaus* - (Bräustübl, wer kennt es nicht und

dessen internationales Gepräge in der Saison?) bezieht ihr Wasser aus eigenen im Kuglergraben entspringenden Quellen und ich glaube, wenn dieses Wasser nicht bei der Bierbereitung tüchtig ausgesotten würde, Berchtesgadens Bevölkerung wäre längst wiederholt an Typhus ausgestorben.

Man sollte nicht glauben, dass bei Durchführung der Kanalisation die Sanitätsbehörde und der Magistrat sogar auf den Widerstand anderer Behörden stießen. Der Bauamtmann von Traunstein, Bernatz, dessen Bauaufsicht das kgl. Schloss unterstellt war, war mit der Kanalisation und der Forderung der Verwaltungsbehörde, dass das kgl. Schloss regelgerecht entwässert werden sollte, nicht einverstanden und hielt mir einmal einen stundenlangen Vortrag über Burgtaufen und das alte Recht der Schlossherren, ihren Dreck hinlaufen zu lassen, wie und wo sie wollten.

Ein Verhältnis aber, wie man es sich mit kühnster Phantasie kaum konstruieren könnte, stellte der reizende Wasserfall des Klosterbaches an der Südostseite des Priestersteines dar, dessen Wasser sich in dem idyllischen kleinen Wicka-Weiher (Graf Wicka war der letzte der Augustiner Chorherren) sammelte, in dessen Mitte ein Springquell empor sprudelte. Der Springbrunnen empfing sein Wasser aus dem Klosterbache. Da dieser aber von oberhalb menschliche Dejecte (*Auswürfe*) und den Abfluss der Klosette im kgl. Schlosse aufnahm, so gab es unappetitliche Verstopfungen des Rohres und mit Intermissionen (*Unterbrechungen*) und kleinen Luftknalleffekten vollzog sich das Schauspiel der Fontänenfunktion. Bei windigem Wetter wurden die Spaziergänger von der zerstäubten aqua profana (*unheiliges Wasser*) besprengt.

Da aber, wo der Wasserfall unmittelbar hinter einem bewohnten Hause auf eine Felsplatte abstürzte, häuften sich zur Jagdzeit Hirschköpfe, Klauen, Hackstücke etc. zu einer bei warmem Wetter hässlich stinkenden Pyramide auf, denn das kgl. Zerwirkgewölbe im Schlosse nahm für sich das Recht in Anspruch, alle Abfälle beim Zerwirken des Wildes dem Klosterbache übergeben zu dürfen. Und das kgl. Forstamt machte den Versuch, dieses Recht ernstlich zu verteidigen. Leider oder gottlob kam uns ein Typhusfall zu Hilfe, der im gemauerten unterhalb gelegenen Hause sich ereignete und das Söhnchen eines Potsdamer Bankiers betraf, welches Wasser aus dem Wasserfall geschöpft und getrunken hatte. Als behandelnder Arzt fiel es mir nicht schwer, den Zusammenhang zu eruieren. So fiel auch die letzte Schranke und selbst die Aufbewahrung der Wildhäute auf dem Dachboden der kgl. Stallungen wurde untersagt.

Als ich von Berchtesgadens abging, um die Stelle eines I. kgl. Bezirksarztes der Stadt Nürnberg anzutreten, da waren schon die Präliminarverhandlungen über die Erbauung einer neuen Wasserleitung aus dem Wimbachtale im Gange. Die alten Wasserleitungen aus Klosterzeiten, allerdings neuzeitlich umgebaut, und die salinischen Leitungen waren in hygienischer Beziehung suspekt, und man hatte die klassische Einrichtung getroffen, die Abwasserleitung des Aschauer Weihers und die Trinkwasserleitung mittels eines Zweigrohres in Verbindung zu setzen, um im Falle einer Feuergefahr auch das Wasser des Aschauer Weihers, dem bekannten Badeplatz, zu Löschzwecken benutzen zu können. Auf die hygienische Gefahr dieser Installation wurde man aufmerksam, als eines Tages die Leitungen in den Häusern des Marktes, teils geköpft, teils munter umher schwimmende junge Schleien ausspien. Hofgärtner Mayer versäumte nicht, die munteren Fischlein in ein Aquarium in seinem Schaufenster auszustellen und ein witziges Plakat beizuheften.

Das Wasser der Trinkwasserleitung stammte von verschiedenen Quellen, deren eine die sog. Moosquelle war, die immer schon amtsärztlicherseits beanstandet wurde. Die Wasserleitung gab Anlass zu unzähligen Regierungskommissionen, bei welchen man in dem Bezirksarzte einen lästigen Patron erblickte. Man schaltete ihn aus und schloss mit dem Besitzer des Aschauer Weihers einen Vertrag, wonach derselbe, der nicht gerne auf den Ertrag seiner Wiese, auf der die Quellstelle sich befand, verzichtete, sich verpflichten musste, in der Umgebung von 10 m vom Einstiegsschachte künftig nur trockenen Mist als Dünger auszustreuen!! Es ist gut, dass heute auch hygienische Vorträge für Verwaltungsbeamte abgehalten werden. Von fraglicher „Registratur“ erhielt ich nur durch Zufall nachträglich Kenntnis. Ich wasche meine Hände in Unschuld!

Jetzt ist Berchtesgaden arriviert, wie nur irgend ein Ort des bayerischen und deutschen Vaterlandes. Der Fremde findet, was er nach der Großstadt Plagen ersehnt, reine, saubere und rauchfreie Luft und ein frisches wohlschmeckendes Wasser. Er kann sich erfreuen durch den Anblick der kristallklaren Gebirgsflüsse und Bäche, durch die ausgedehnten Spazierwege aller Steigungsverhältnisse und fühlt sich wohl bei trefflicher Verpflegung in durchweg guten Quartieren, die zum Teil auch den höchsten Ansprüchen genügen. Nur durch Einführung von Zentralheizungen müssten die großen Hotels bereits gegebenen Beispielen folgen. Manches ist noch zu verbessern und hierbei mitzuwirken, wird die größte Befriedigung des Verfassers sein.

Was in Berchtesgaden zur Rettung der verarmten Bevölkerung in den letzten hundert Jahren geschah, das verdankt Berchtesgaden dem glücklichen Anschluss an das Deutsche Reich, einer weisen und eifrigen Fürsorge der bayerischen Regierung, der Tatkraft tüchtiger Vorstände des ehemaligen Landgerichts und des Bezirksamtes, vor allem aber dem stets wach gebliebenen fürsorglichen persönlichen Interesse der bayerischen Könige, in Sonderheit der Vorliebe Sr. Königlichen Hoheit, unseres allgeliebten Prinzregenten, dem Berchtesgaden schon vor Jahren ein ehernes Denkmal gesetzt hat und der allzeit seine Hinneigung zu den Berchtesgadenern, wo es Not tat und wo es möglich war, durch reiche Spenden und Stiftungen Ausdruck verlieh. Die Schuldentilgung des Krankenhausbau-Fonds vollzog sich dank der Unterstützung S. kgl. Hoheit in ungeahnt günstiger Weise. Obwohl Gemeinde- und Distrikts-Umlagen noch hohe sind, die Kräfte der Steuerzahler haben sie noch nie überschritten.

Große Summen kamen Berchtesgaden zugute, seit die Verkehrsverhältnisse sich so glänzend entwickelt haben und seit der Verschönerungsverein, dessen Vorstandschaft ich 7 Jahre lang inne hatte, seine großartige Tätigkeit in Schaffung und Erhaltung schöner Anlagen, Anlegung und Pflege weit ausgedehnter Spazierwege, Erbauung eines Vereinshauses, Unterhaltung eines Lesesaales und Veranstaltung heiterer Tänze entfaltet hat. Dessen Geschichte befindet sich in den Jahresberichten.

Als ich nach Berchtesgaden kam, wusste man dort von dem sog. Schuhplattler noch nichts. Dieser oberbayerische Volkstanz, das Entzücken der Berliner und Norddeutschen, entstammt der Miesbacher Gegend. Erst 1897 oder 1898 konnte der Verschönerungsverein erstmals Reichenhaller Truppen engagieren, um die Almtänze durch die Schuhplattler animierter zu machen. Bei einem ersten Debüt fiel der Vortänzer, auf dem glatten Parkett mit seinen genagelten Schuhen ausgleitend, so heftig auf die Nase, dass er infolge einer Gehirnerschütterung momentan betäubt liegen blieb und hinaus getragen werden musste. Die Berchtesgadener Burschen waren gelehrig und bald bestanden zwei Volkstrachten, die abwechselnd mit ihren Schuhplattlern auf unseren Almtänzen debütierten. Ein renommierter Plattler war der bekannte, Berchtesgaden alljährlich besuchende Forschungsreisende Eugen Wolf.

Die Feste, welche der Verein zur Feier des 80. Geburtstages des Regenten, zur Feier der Anwesenheit Ihrer Majestät der Deutschen Kaiserin (Waldfest im Rostwald mit Festspiel von R. Voss, großartige Beleuchtung mit Feuerwerk) zu meiner Zeit veranstaltet hat, leben in der Erinnerung aller Zeitgenossen unauslöschlich fort. Kein Ort vermag hierin mit Berchtesgaden mitzueifern, da speziell bei Beleuchtungen die erhabene Scenerie der Hochgebirgswelt ein Theater bildet, dessen Kulissen und Hintergrund der Weltenschöpfer gestellt hat.

Ein interessantes Bild bietet dem Fremden in Berchtesgaden der Abtrieb von der Alm. Während man in Lenggries die Almtiere mit Kränzen aus Almrosenblättern, mit Papierrosen durchsetzt, schmückte, trat in Berchtesgaden neben diesem Schmucke die figurliche Anbringung von Kruzifixen, Heiligenbildern usw. zwischen den Hörnern, das Vergolden der Hörner, das Vorsetzen von Masken aus Goldpapier und namentlich das Tragen der sog. „Fulgele“ in den Vordergrund des lustigen Aufzuges (Einiges davon ist wohl heidnischen Ursprungs). Die Fulgele sind kleine Tannenbäumchen, deren mit Goldpapier umflochtenen und bunt bebänderten (anilinfarben gefärbte Hobelspäne) Äste zu dreifacher sich nach oben verzügender Krone eingebogen sind. Der Ausdruck „Fulgel“ stammt jedenfalls von lat. fulgur = Blitz. Die Almleute haben in Berchtesgaden noch ihre ganz besonderen Sprüche – Almsegen – welche ich an anderer Stelle mitzuteilen hoffentlich noch Gelegenheit finde.

In Berchtesgaden fanden sich in Bezug auf das Beerdigungswesen bis herab zur bayerischen Zeit noch eigentümliche Bräuche. Ursprünglich nähte man den Leichnam nur in Leinen ein und es heißt der Leichenbesorger heute noch der „Einhändler“. Dann bestattete man die Leichen in 3 Klassen nach alter pfarramtlicher Regulation „ohne Teufel, mit Teufel ohne Deckel und mit Teufel mit Deckel“. In Bezug auf die Leichenaufbahrung fand ich aber, bis ein Leichenhaus gebaut und dessen Benutzung für die „Markterer“ obligat gemacht wurde, noch Zustände vor, von denen ich lieber schweigen will, um den geneigten Leser den Appetit nicht zu nehmen.

X. Berchtesgaden. Aus der amtsärztlichen und ärztlichen Praxis.

Berchtesgaden, ein Ort mit internationalem Verkehr, zeitigt selbstredend auch seine Romane. Eines Tages wird ein Pärchen polizeilich avisiert als verdächtig, Selbstmord begehen zu wollen. Er ein hochtalentierter Musikschriftsteller, sie die Frau eines Operetten- Tenores. Sie suchten sich im Ortsteil Salzberg ein verborgenes Plätzchen, um ungeniert von dem süßen Honigseim der verbotenen Liebe naschen zu können, hatten aber leider die Rechnung ohne den Wirt gemacht insofern, als in dem fraglichen Hause Fälle von Abdominaltyphus sich kürzlich ereignet hatten. Es waren zu damaliger Zeit die Anordnungen hinsichtlich der Verbreitung des Typhus noch nicht so streng als heute, es war aber vielleicht ein Fehler, dass man nicht die Aufnahme von Sommergästen in von Typhus betroffenen Häusern polizeilich strikte verbot. Stern, der Musikschriftsteller erkrankte an Abdominaltyphus, das Pärchen reiste nach Salzburg ab und dort trennte sich die Treulose von ihrem Seladon (*Geliebten*). Er kehrte im Fieberdelirium nach Berchtesgaden zurück, quartierte sich im Bahnhofshotel ein und wurde nahezu bewusstlos in seinem Bette angetroffen.

Man holte mich, den Bezirksarzt, und da ich vom Bezirksamte über den Fall instruiert war, so war mir auch der Zusammenhang augenblicklich verständlich. St. wurde in das Krankenhaus verbracht und machte dort einen außerordentlich schweren Typhus durch. Ich hatte manchen Typhusfall in München, Lenggries und Berchtesgaden gesehen und behandelt, so schwer war noch keiner gewesen. Und doch gelang es sorgfältigster Pflege seitens unserer Krankenhausschwester, das verloren geglaubte Leben zu retten. Es kamen Vater und Schwester des Erkrankten und bereiteten die Aussöhnung der Gatten (Stern war verheiratet) vor, die dann auch mit Wiedererlangung des Gesundheitszustandes kam. Stern übernahm in der Folge die Redaktion eines unserer berühmtesten geographischen Publikationen und dankerfüllt besuchte er mich wieder einmal nach Jahr und Tag.

„Käsevergiftung“ las eines Tages mit bedachter Mine der Herr Oberamtsrichter in Berchtesgaden in einem ihm von der Gendarmerie vorgelegten Leichenschauchein. „Vergiftung“, gewaltsamer Tod, das waren die natürlichen Gedankengänge erfahrener Juristen. Also, gerichtliche Sektion, so beschlossen pp. kgl. Amtsgericht! Wir kamen in dem Hause an, trafen die Leiche eines schlecht genährten älteren Mannes. Der Sektionsbefund ergab akuten Darmkatarrh. Der Gute hatte in einem kupfernen Kessel gekocht, die Speise noch ein paar Tage stehen lassen und allmählich aufgeessen. „hinc illae lacrima“ (*da liegt der Hund begraben*), die Käsevergiftung!

Eines Tages fand man an den Südhängen des Watzmann die Überreste zweier zu Ostern verunglückten Leipziger Studenten auf und wir sollten die gerichtliche Leichenschau und Obduktion, wo möglich an Ort und Stelle vornehmen. Nun, so heiß konnte man nicht essen als gekocht wurde. Die hohe Gerichtskommission begab sich in das Wimbachtal und sah gemütlich zu, wie etwa 8 stämmige Bergführer die in Säcke emballierten Leichen über die steilen Felsen und Wände des Watzmann, teils abseilend, teils auch werfend herabbeförderten. Eine Waldblöße in der Nähe des Jagdhauses bildete den inzwischen gewählten Leichenschauraum. Interessant war die Beobachtung an den entblößten Körperteilen, wogegen an den von Kleidern bedeckten Stellen wohl unter dem konservierenden Einflusse des Schneewassers die Haut unverändert war und das rosige Kolorit des lebenden Körpers zeigte.

Eines Abends, es war in kalter Winterzeit, wurde ich telefonisch vom Salinenamt angerufen, ich sollte rasch nach Ilsank (*eine Saline*) kommen, den dortigen Brunnenwart N. habe der Schlag getroffen. Ich rüstete mich mit tunlicher Beschleunigung zur Abfahrt. Eine inzwischen eingetroffene (männliche) Nachricht besagte, er sei im Stalle umgefallen, es ginge aber schon wieder etwas besser. Auf der ½- stündigen Fahrt überlegte ich mir den Fall und kam schon zu dem Schlusse, es müsse sich um eine Kohlensäurevergiftung gehandelt haben. Meine Diagnose bestätigte sich. Der Brunnenwart lag in seinem Bette, mit Federbetten reichlich zugedeckt, Schweiß absondernd, im übrigen aber ziemlich wohl und munter. Bei ihm befand sich ein Bäuerlein, ein bekannter Viehdoktor, der wegen der Erkrankung der Kuh herbeigerufen worden war. Der Brunnenwart und der Viehdoktor hatten sich in den Stall begeben, dessen Fenster und Türfugen, damit die Wärme nicht entweichen sollte, sorgfältig verstopft worden waren, um die Kuh, die sich krank zeigte und umgesunken war, zu verarzten. Hierbei sank der Brunnenwart auch bewusstlos zu Boden. „Und der Bauer?“ frug ich. „Ja mir war eh nimmer recht extra!“ Als man den Brunnenwart heraus geschafft und die Türe mehrmals geöffnet hatte, kamen Kuh, Bauer und Brunnenwart wieder vollends zu sich. No, habt's ihr net gemerkt, sagte ich, dass es sich um eine Vergiftung von dem Stalldunst handeln könnt? Habt ihr a Liacht g'habt? Wie hat denn des brennt?“ „Ja so“, antwortete der Viehdoktor „jetzt begreif ich's, dass's Licht a alle Augenblick ausginge is“.

In nicht geringe Aufregung wurde eines Tages die Bevölkerung, in tiefste Trauer die Familie versetzt, als die Kunde laut wurde, dass ein Berliner Kanzleirat auf dem Wege nach Reichenhall spurlos verschwunden sei und dass er seine ganze Barschaft von über 1000 Mark bei sich getragen hätte. Lange fand sich keine Spur, bis im Spätherbst ein Jäger einen Gamssteig beging und an den westlichen Abhängen des Untersberges in dem Rinnsal eines ausgetrockneten Baches einen menschlichen Körperteil aus dem Geröll herausragen sah. Eine Kommission begab sich an Ort und Stelle, man grub den Körper aus, und es wurde in demselben der abgängige Kanzleirat sicher erkannt. Der Körper war durch die Fäulnis nahezu vollständig zerstört, die aufgefundene Brieftasche enthielt die mitgetragenen Banknoten in unveränderter Beschaffenheit.

Meine Praxis führte mich in alle Kreise der Gesellschaft und so wurde ich auch bei dem Unfälle, der im Jahre 1899 Ihre Majestät die Deutsche Kaiserin betraf (äußerer Muskelriss am rechten Unterschenkel), da der Leibarzt, Generalarzt Dr. Zenker, zufällig abwesend war, an das Krankenbett der hohen Frau gerufen. - - - Hessing, dessen Herbeirufung zur Anbringung eines Leimverbandes durch hochadelige Pression durchgesetzt worden war, spielte eine klägliche Rolle. Sein Versprechen, dass Ihre Majestät mit seinem Verbande sogleich wieder gehen könne, erfüllte sich nicht, sein Ansinnen, dass Majestät mit ihm (!) eine erste Ausfahrt machen sollte, wurde abgewiesen. Hessing hatte dazu schon seine Reichenhaller Freunde bestellt. --- Der Heilungsverlauf war normal. Bei der Abschiedsaudienz empfing ich aus den Händen Ihrer Majestät eine Brilliantblusennadel mit den allerhöchsten Namensinitialen, von Sr. Majestät dem Kaiser wurde mir der rote Adlerorden IV. Klasse verliehen. Auch Ihre kgl. Hoheit, die so mildtätige und verehrungswürdige Frau Herzogin Adelgunde von Modena schenkte mir als Arzt stets ihr Vertrauen, einmal in ernsterer Krankheit. Die Herzogin, für welche sich der erlauchte Bruder, der Prinzregent, durch Entsendung seines Leibarztes sehr besorgt gezeigt hatte, war bald wieder genesen und S. königl. Hoheit Prinzregent Luitpold überreichte mir bald darauf persönlich den Michaelsorden IV. Klasse, unter Betonung der besonderen Verdienste, welche ich mir seiner Schwester gegenüber erworben hatte.

Eine Berliner Lehrerin war mit drei Kolleginnen nach Berchtesgaden gekommen, um sich, überanstrengt durch den Beruf an dem lebhaften Orte, zu erholen. Sie verfiel kaum nach ihrer Ankunft zum größten Schrecken ihrer Begleiterinnen in einen hysterischen Exaltationszustand, der ihre Verbringung in das Distrikts-Krankenhaus notwendig machte. Bald trat Heilung ein. Bei der Nachforschung nach den Krankheitsursachen ergab sich, dass zwar eine nervöse Überreizung schon einige Zeit bestanden, dass aber der Anblick der großartigen, nie gesehenen Naturschönheiten des Berchtesgadener Landes sie -- „verrückt gemacht“ habe.

Im letzten Jahre begegnete mir ein heiteres Malheur. Ich war um Mitternacht zu einer Entbindung nach Bischofswiesen gerufen worden und kehrte um 4 Uhr morgens – es war noch

finstere Nacht – nach Hause zurück. In einem steilen Hohlwege verließ ich, um dem Pferde die Aufgabe zu erleichtern, den Wagen, ohne dass der Kutscher darauf achtete. Auf der Höhe angelangt, fiel der Gaul gleich in einen flotten Trab, ich rufe, – aber Ross und Kutscher sah ich nicht mehr. Der Kutscher hält pflichtschuldigst an der Haustüre, fährt zum Stall, legt sich zu Bett und war am Morgen ganz verblüfft, als er von mir erfuhr, dass ich garnicht mitgekommen sei. Ich hatte den 1 Stunde weiten Weg zu Fuß zurücklegen müssen.

XI. Heitere Episoden aus dem Berchtesgadener Leben.

Ein seltener Brauch ist das sog. Weihnachtsschießen in Berchtesgaden, wozu sich die Burschen der einzelnen Ortschaften zu Banden organisieren und von 10 Uhr ab am hl. Abend von allen Seiten mit Handböllern feuernd gegen den Markt bzw. das Münster vorrücken. Es ist das Getöse einer Schlacht gleich, das sich zuletzt entwickelt und im Übermute wird das Gepulver bis unter das Kirchenportal fortgesetzt, nicht ohne dass es sonst alljährlich Fingerverluste oder sonstige Verletzungen absetzt, was in der Verschwiegenheit des ärztlichen Sprechzimmers oder des Krankenhauses wieder ihre Erledigung findet. Der Arzt so oft gerufen, gerade die Reversseite (*Kehrseite*) des Lebens mehr ins Auge zu fassen als den fröhlichen Avers (*Vorteil*) dieses Volksbrauches, empfindet aber auch den besonderen Nachteil der Störung der ruhebedürftigen Kranken. Ja, bei einer in meiner Behandlung gestandenen schwer an Abdominal-Typhus erkrankten Frau V., welche am Weihnachtsabend in schweren Delirien daliegend bei jedem Schuss zusammenzuckte und auch in derselben Nacht starb, konnte man nicht anders sagen, als dass sie förmlich „tot“ geschossen worden war.

Schließlich fällt mir noch der Bauer Engedey ein, bei dessen schwer wassersüchtigem Weibe die von mir verordnete Tinktur eine phänomenale Wirkung ausübte. Als ich ihn frug, wie es geht, sagte er: „Grad lache hab i miassn, die ganz Nacht iss auss' g'sess'n am Kübel und grad g'scheppert hat's“.

Ein paar lustige Stücklein muss ich erzählen, die so recht den Mutterwitz des Gebirglers illustrieren. In Berchtesgaden lebte ein Landrat St., ein sehr einflussreicher Mann, eine Art Bauernherrgott, der, gegen Schmeicheleien nicht unempfindlich, gerne sich großmütig zeigte und dann die ersten Besten mit Wein regulierte. Eines schönen Tages machte er sich schwer bezechet auf den Heimweg auf steilem Berghang. Die Begleiter, lustige Kumpane, machten dem guten Landrat vor, so gehe es nicht, man müsse ihm eine besondere Ehre antun und den Weg mit Teppichen belegen. Man zog dem Landrat die Joppe aus und versah ihn mit der Joppe eines Begleiters. Seine eigene Joppe aber wurde auf den Boden gebreitet, nach 2 Schritten „Halt“ kommandiert und dann die Joppe wieder vorn hingelegt. So kam der Landrat, der unterwegs Quartier begehrte, endlich heim und sein Weib wunderte sich andern Tages nicht wenig über das beschmutzte Aussehen des Kleidungsstücks.

Viele ältere Berchtesgadener erinnern sich noch des Peter Angerer, wohlbestellten Salinenzimmermanns, dem das weniger beschwerliche als wichtige Amt der Soleleitungskontrolle oblag. Beschwerlich war dieses Amt schon deshalb nicht, weil ihrer 3 Mann zusammenwirkten. Der Erste ging bedächtig voran, schlug mit der Axt den Holzzapfen aus dem Spundloch und stellte ihn neben dasselbe auf die Leitungsröhre. Angerer prüfte mit Amtsmine die Füllung des Holzrohres und den Lauf der Sole, der 3. Mann aber schlug feierlich den Spund wieder ins Loch. Nach einer Reihe von Dienstjahren wurde Angerer pensioniert und mit der bronzenen Medaille des Michaelsordens ausgezeichnet. Um aber seiner ganz besonderen Verehrung für den Regenten entsprechenden Ausdruck zu verleihen, trug Angerer die Medaille gleich zum Goldschmied und ließ dieselbe - vergolden.

Eine recht heitere Episode spielte sich mit der Soleförderungsmaschine ab, als sich die hohe Finanz auf das technische Gebiet begab und an der Pfisterleiter eine elektrisch betriebene Solepumpe aufstellen ließ. Das war ja ganz gut gedacht, kostete auch nicht übermäßig viel, wenn ich recht unterrichtet wurde, so etwa 7 000 M., aber, als man eines schönen Tages elektrisch Sole pumpen wollte, da hatte man wohl mit der elektrochemischen Wirkung der Sole nicht gerechnet

und was da an der aus verschiedenen Metallen bestehenden Pumpe für diverse Chlorverbindungen auf elektrisch-chemischem Wege entstanden, das mag sich ein Chemiker in seiner Phantasie zurecht legen, ich weiß es nicht. Item, die Pumpe war total verdorben und es war das erste und letzte Mal, dass die Finanz in Berchtesgaden elektrisch Sole zu pumpen versuchte.

Ganz besondere Feste feierten die Bergleute und „Saliner“, Aposteltage und was sonst noch in alten katholischen Kalendern stand! Ein Festtag war auch die sog. Bergweihe, und da musste der Dechant (*Dekan*) im großen Ornate mit dem Rauchmantel (*liturgisches Gewand*) das Bergwerk, die Wasserhebemaschinen und die Soleförderungswerke weihen. In den Zylinder der Reichenbach'schen Maschine wurde hierbei eine Flasche geweihten Weines eingeschüttet. Eben saß der Dechant mit dem Salineninspektor M., dem Werkmeister, Sudmeister und den Sudleuten beim fröhlichen Male in Ilsank, dessen Werk zuletzt eingeseignet wurde, als plötzlich eine einem Kanonenschuss ähnliche Detonation vom Pumpwerke herübertönte. Der Zylinder der Maschine war geplatzt. Sollte doch der „Grimmige“ etwas zu stark gewesen sein?

Drei lustige Brüder machten einen Ausflug hinaus ins Land nach Salzburg, Laufen und weiter. Unterwegs wurde eingekehrt, gezecht und gesungen, so fidel, dass die Wirtsleute gerne wissen wollten, woher ihre Gäste seien und wohin sie wollten. Großmutsvoll gaben die beiden Gefährten des Zahntechnikers Aufschluss, dass es sich um einen Geisteskranken handele, den sie auf andere Weise nicht nach Gabersee („*Irrenanstalt*“ bei *Wasserburg am Inn*) bringen könnten. Neugierig drängte sich auf dem Gange das Gesinde und die Mädchen jammerten: „Schad um den sauberen Menschen und scho narrisch“. Wie er aber wieder recht ausgelassen wurde, sang und jodelte, da schlugen sie die Hände über dem Kopf zusammen: „Siegst es , jetzt hat's 'n scho wieder“.

Unter den Irrsinnigen gab es manche komische Figur. Der Originellste war aber unstreitig der Burgschmied „Jacho“, der in Ganghofers Gotteslehren als „Jacho“ so treffend geschildert ist. Mittelgroß und schmächtig ging er in zerlumpten Kleidern umher, mit ungepflegtem lockigen, bis über die Schultern herabfallenden Lockenhaar, mit einem schäbigen Hute bedeckt, mit eisernen Ketten um den bloßen Leib und gewöhnlich ein eisernes Kruzifix am linken Arm tragend. Manchen nächtlichen Wanderer schreckte er durch sein plötzliches Auftauchen aus Gebüsch und Waldesdunkel, sonst war er aber harmlos und dankbar, wenn man ihm etwas schenkte. Da und dort suchte er auch Arbeit mit Holzmachen u. dgl.

Man ließ ihn gehen, man kannte ihn, aber höchst unangenehm war es ihm, als er eines Tages oberpolizeilich, d. h. im bezirksamtlichen Auftrage, gebadet und geschert wurde.

Der Verschönerungsverein, das „Mädchen für Alles“, musste eines Tages als Heiratsvermittler dienen. Kam da ein preußischer Assessor nach dem Königssee und sieht in dem Schiffe das Ideal seiner Träume, eine Dame des finnischen oder lettischen Adels, die er sich nicht anzureden getraut, später aber am Bergwerk nochmals sieht. Ich erhalte als Vorstand des Verschönerungsvereins einen Brief, in dem der Assessor sein Liebessehnen zum Ausdruck bringt nebst dem sehnlichen Wunsche, erfahren zu können, wer die Dame (Mutter und Tochter) gewesen sei. Der Tag war genau angegeben, auch der Umstand, dass die Dame einige Zeit in Berchtesgaden gewohnt haben müsste. „50 M. Belohnung!“ Ich verständigte den Bezirksamtsschreiber M., der die Kurtaxen einkassierte und seinen Bemühungen gelang es alsbald, das Sehnen des verliebten Assessors zu stillen und sich die 50 M. zu verdienen. Der Adel schreckte aber den bescheidenen Mann von einer Werbung ab.

Im ehemaligen Brauhause fand sich bei trefflichem Biere immer eine Gesellschaft zusammen, zu deren Säulen der ehemalige Hofgärtner D. und der k. Oberamtsrichter M., später tit. Oberlandesgerichtsrat, gehörten. M. pries mit sympathischer Stimme das Bier: „Ja, wenn ich anders wo hinkomme und eine Mass Bier trinke, so ist es ein Bier. Hier beim Kriss, wenn ich da eine Mass trinke, so ist es eine Labung – eine Labung – eine Labung!“ --- Jährlich wurde ein neu eingetretener Bezirksamtspraktikant angezettelt, die Behauptung aufzustellen, er habe ein Paar Stiefel, die seien vollkommen wasserdicht. M. ging jedes Mal auf den Leim. „Gibt's nicht“ warf er dazwischen und räsonierte mit gewaltiger Stimme mindestens eine halbe Stunde über Stiefel und Stiefelschmier. --- Den Hofgärtner aber musste der Praktikant von wegen seiner Uniform

und deren Unterschied im Vergleiche zu der des Schlossverwalters befragen. D. schnappte ebenso regelmäßig ein, verwandte sich gegen den Vergleich und der arme Praktikant musste einen langen Vortrag über die Verschiedenheit der Kragenstickerei, des Degengriffes etc. über sich ergehen lassen.

Keine Bevölkerung begriff so schnell die Vorteile der neuen Versicherungs - Gesetze als die Berchtesgadener und hätte man verlangt, die Rentenbewerber sollten den Boden küssen: in ihrer zu Klosterzeiten anerzogenen Unterwürfigkeit, wo man immer auf die Gnade der Pröbste und adeligen Chorherren (diese ließen sich als Excellenzen und Regierungsräte betiteln) angewiesen war, hätten's wohl alle getan. --- „Ja, wenn der gnädige Herr (der Bezirksarzt) nur wollte, „da ging's schon“ hieß es! Dass nun ein Recht zu fordern, nicht eine Gnade zu erbitten war, das wollte niemand begreifen. „Ich, i war mit jeder Rent' z'fried'n“ äußerte sich einmal ein Schellenberger „und wenn's nur a halbete war.“ --- „Schad um d' Rent“ sagte einmal eine Schlossersfrau zu mir, als ich bei ihrem Mann die Leichenschau vorzunehmen hatte. Mit dessen Tode kam eine erkleckliche Rente in Wegfall. Mann und Frau hatten Rente bezogen, ein Sohn bekam auch eine kleinere Unfallrente, man wusste die Armenpflege anzuzapfen und Wohltäter zu finden und so lebte die Familie in recht anständigem Auskommen dahin. --- Eine Alte glaubte, ihre Rente ihrem Sohn testamentarisch vermachen zu können. --- Da waren meine Lenggrieser doch andere Leute. Den Berchtesgadenern fehlte es an Rückgrat!

Die Sozialgesetzgebung hatte aber die gute Folge für die ärztlichen Verhältnisse im Berchtesgadener Ländchen, dass endlich der bis dahin blühenden Puscherei ein Ende gemacht wurde. Der „alte Zwingerer“ spuckte noch in allen Köpfen: Zwingerer Öl und Zwingerer Salben verkaufte der Sohn, der gelegentlich auch noch den „Naturheildoktor“ machte, Frakturen und sonstige Schäden kurierte und verpfuschte. Der alte Zwingerer hatte aufgrund der früheren bayerischen Gesetze noch die spezielle königliche Erlaubnis zum Kurieren erhalten. Der Bezirksarzt musste dessen bei der Saline eingereichten Rechnungen auf ihre Taxgemäßheit prüfen.

Bei einer Hoftafel in Berchtesgaden kam einmal die Sprache auf die Unterschiede zwischen dem als Wilderer etwas unruhigen Isarwinkler und dem Berchtesgadener. Der verstorbene Generaladjutant, Herr von Brauer, hielt den Lenggriesern, von mir kräftig sekundiert (*beigestanden*), wacker die Stange und sagte: „Wenn ich einen Unteroffizier brauche, so frag ich jedes Mal, ob kein Lenggrieser da sei, den nehm ich.“ S. kgl. Hoheit, der Regent hörte schmunzelnd zu. Ihm schienen die Berchtesgadener mehr ans Herz gewachsen zu sein. Die Erinnerung an dort verlebte glückliche Kindheit!

Ihre kgl. Hoheit, die Frau Herzogin hatte einen Hund, der hieß „Bravo“! Eines Tages ging Prinzessin Clara mit dem Bravo spazieren und kam in eine nicht geringe Verlegenheit, als Bravo einen vorüberfahrenden Radler attackierte. Der Radler hieb mit einer Reitgerte nach dem Hunde. Die Prinzessin aber rief geängstigt mit lauter Stimme: „Bravo, Bravo“, worauf seitens des Radlers, der die Prinzessin nicht kannte, eine geharnischte Flut von Schimpfworten folgte.

Alljährlich erteilte S. kgl. H. der Prinzregent den Honoratioren gegen Schluss seines Jahresaufenthaltes Audienz. Hierzu fand sich auch Landrat Stangassinger ein, den der Regent nach seinem Namen frug. „Stangassinger“. „Da gibt es doch, wenn ich nicht irre, mehrere dieses Namens“. „Jawohl, kgl. Hoheit, hab ja i alloa scho 16 Kinder“.

Der Brauerbascht und die Baschtin waren allbekannte Leute, ihres kolossalen Leibesumfanges halber berühmt. Wenn der Regent wie früher alljährlich mit dem Wagen bei seiner Abreise nach Reichenhall fuhr, versäumte er nie beim Brauerbascht halten zu lassen und den schon dastehenden Wirt und dessen Gemahlin zu begrüßen. „Nun, Brauerbascht, wie geht's?“ fragte der Regent, gnädig die Hand reichend, stereotyp lautete die Antwort: „Mir geht's gut, kgl. Hoheit! Wie geht's na Dir?“

Die Frau Herzogin besuchte einmal die Kranken in meinem Krankenhaus und traf hierbei ein altes nahezu blindes Weiblein an. Die Oberin sagte: „Kennen's di nöt?, das is de Frau Herzogin“. „Ja, aber dös freut mi. Wie i no klan g'wehn bin, hab' i Di guat kennt. Mir und die Königlichen ham ach Oi's mit anand g'habt.“ --- „Ach, wie wunderschön! Paradiesisch!“ hörte ich einmal eine Berlinerin ausrufen, „und die Luft so klimatisch“. ---- Ein Kunstmaler, der in

Berchtesgaden domizilierte, war sehr nervös. Seine Frau bestellte bei Kerschbaumer Unterhosen für ihren Mann. „Aber nur handgenähte, denn mein Mann kann Maschinengenähtes absolut nicht vertragen“.

Von Wilderern und Jägern kann ich nichts aus Berchtesgaden erzählen. Es gibt dort keine Wilderer oder höchstens diebische Schlingenleger. Der einzige berühmte war einst der „Schneckengangerl“ (*der Wilddieb stammte vielleicht aus dem „Schneckenlehen“ in Bischofswiesen, „Gangerl“ ist ein kleiner Teufel*), von dessen kühnem Sprung von einer Felswand in den Gipfel einer Tanne, als er von einem Jäger verfolgt wurde, der Berchtesgadener noch erzählt. Die alten Pröbste diktierten harte Strafen für den Wilddiebstahl. Sie ließen den Wilddieb im eigenen Hause anschmieden und der Scherge musste von Zeit zu Zeit nachsehen, ob er noch „hing“, bis die Strafzeit abgelaufen war.

XII. Schlusswort

Mit 1. Januar 1904 wurde ich auf eigenes Ersuchen auf die Stelle eines I. kgl. Bezirksarztes der Stadt Nürnberg versetzt. Rücksichten der Kindererziehung und der Gedanke, auf die Dauer den mühevollen Strapazen der Praxis in dem Bergländchen - wo sich die menschlichen Wohnsitze bis über 1 000 m erheben, wo im Winter oft das Steigeisen benutzt werden muss, um Patienten zu besuchen, wo man auf Bockschlitten oder Holzschlitten in rasender Fahrt zu Tale saust und junger kräftiger Füße hierzu bedarf, um der drohenden Gefahr zu entgehen - physisch nicht mehr gewachsen zu sein, waren für meinen Entschluss bestimmend gewesen.

29 Jahre hatte ich mit den Gebirgsbewohnern Freud und Leid geteilt, in abertausenden Fällen habe ich mein ärztliches Wissen und Können den Hilfesuchenden zur Verfügung gestellt, freilich nicht so „wissenschaftlich“ wie es heutigen Tages den jungen Kollegen eingedrillt wird. In der Schöpfung bleibender Werke, in dem Vertrauen meiner Lenggrieser sowie meiner Berchtesgadener sowie in deren dankbarer Anhänglichkeit habe ich meine innere Befriedigung gesucht und gefunden, mehr als in dem Streben, zu forschen und mich in wissenschaftlicher Beziehung auf der Höhe der Zeit einer glanzvollen Entwicklung der Naturwissenschaften und der Medizin zu erhalten.

Eglfing, im April 1910